



DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 62. BERLIN, DEN 2. AUGUST 1916.

Zur Frage eines neuen Rathauses für Potsdam.

Die Leser der „Deutschen Bauzeitung“ sind aus Mitteilungen in den Jahrgängen 1912 und 1913 über die Bestrebungen zur Erbauung eines neuen Rathauses in Potsdam, insbesondere über den zu diesem Zweck veranstalteten öffentlichen Wettbewerb, unterrichtet worden. Es liegt auf der Hand, daß die Erbauung eines neuen Rathauses in der zweiten Residenzstadt Preußens, in diesem durch die preußischen Könige des XVII., XVIII. und der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts geschaffenen einheitlichen Städtebild, in der „steinernen Kabinettsordre Friedrichs des Großen“, eine über die örtlichen Grenzen der Stadt hinausgehende Bedeutung hat. Daraus entsteht auch für uns die Pflicht, uns erneut mit der Angelegenheit zu beschäftigen, wenn neue Tatsachen hierzu Veranlassung geben. Diese Tatsachen sind durch einen Beschluß des Magistrates von Potsdam vom 5. Juli 1916 gegeben.

Zur Erläuterung der Sachlage sei wiederholt, daß der Wettbewerb eine Errichtung des neuen Rathauses auf dem von der Stadt nach und nach erworbenen Gelände annahm, welches das alte Rathaus umgibt und es sollte den berechtigten Anforderungen der Denkmalpflege, die naturgemäß in Potsdam eine besondere Bedeutung haben, d. h. es sollte das Bild des Alten Marktes nicht wesentlich verändert, wenn möglich noch geschlossener werden. Von Vorschlägen über die Errichtung des Rathauses an anderer Stelle und über die etwa damit verbundene Schaffung neuer baulicher Mittelpunkte, sowie über daraus hervorgehende neue wirtschaftliche Werte sah der Wettbewerb ab. Solche Vorschläge waren, nachdem die Frage eines neuen Rathauses überhaupt einmal öffentlich erörtert war, für verschiedene Punkte der Stadt gemacht worden und sie wären nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen gewesen. Ein Gedanke z. B. ging dahin, das neue Rathaus auf der der Stadt gehörigen Freundschafts-Insel zu erbauen und diese durch neue Brücken mit ihrer Umgebung und dem Alten Markt zu verbinden. Ein Plan,

der eines gewissen idealen Inhaltes nicht entbehrt und namentlich für den Fall Bedeutung hätte gewinnen können, wenn Nowawes und Neuendorf, sowie weitere südöstliche Gebiete mit Potsdam vereinigt worden wären, was wohl nur noch eine Frage der Zeit ist. In diesem Fall konnten der Palast Barberini und seine Durchgänge die Verbindung mit dem Alten Markt herstellen. Ein zweiter Vorschlag wollte das neue Rathaus anstelle des Schultheiß-Wirtshauses an der Kaiser Wilhelm-Brücke als würdiges Gegenstück zum Stadtschloß und unter Zuhilfenahme der folgenden Privathäuser erbauen. Der Hauptzugang zur Stadt hätte bei diesem Vorschlag eine erwünschte monumentale Ausgestaltung erfahren. Ungeachtet der sehr erheblichen Mittel, die der Vorschlag zur Verwirklichung beansprucht hätte, kam ihm eine ernste Bedeutung zu, denn die Stadt Potsdam selbst wäre bei seiner Verfolgung finanziell nicht mehr in Anspruch genommen worden, als bei anderen Neubau-Plänen. Ein dritter Vorschlag ging dahin, das neue Rathaus am Luisen-Platz, unmittelbar vor dem Brandenburger-Tor, zu erstellen, ein Gedanke, der von der Erwartung ausging, daß das weite Gelände der Brandenburger-Vorstadt sich schnell besiedeln werde und sich hierdurch eine Verschiebung des Stadtmittelpunktes nach Westen rechtfertigen lasse. Der gleichfalls beachtenswerte Vorschlag rechnete damit, das neue Rathaus an der Südseite des Platzes, anstelle der Gendarmerie-Kaserne zu errichten und das Wasser der südlich gelegenen Havelbucht unter Schaffung einiger neuen Straßenzüge in die neuen städtebaulichen Bildungen einzubeziehen. Abgesehen davon, daß durch diesen Plan die monumentale Neugestaltung des jetzt recht regellosen Luisen-Platzes angeregt worden wäre, hätte er die Möglichkeit geboten, die Stadt mit einem neuen baulichen Mittelpunkt zu bereichern. Noch weitere, nach unserer Ansicht jedoch weniger glückliche Pläne wurden verfolgt, die hier nicht weiter berührt seien.

Durch alle diese Gedanken und Vorschläge nun machte der Krieg einen Strich. Nicht nur, daß er zur Aufschiebung der Pläne zwang; die finanzwirtschaftliche Not, in der sich alle deutschen Städte, unter ihnen also auch Potsdam, nach dem Krieg befinden werden, zwang dazu, den Gedanken eines Rathaus-Neubaues überhaupt

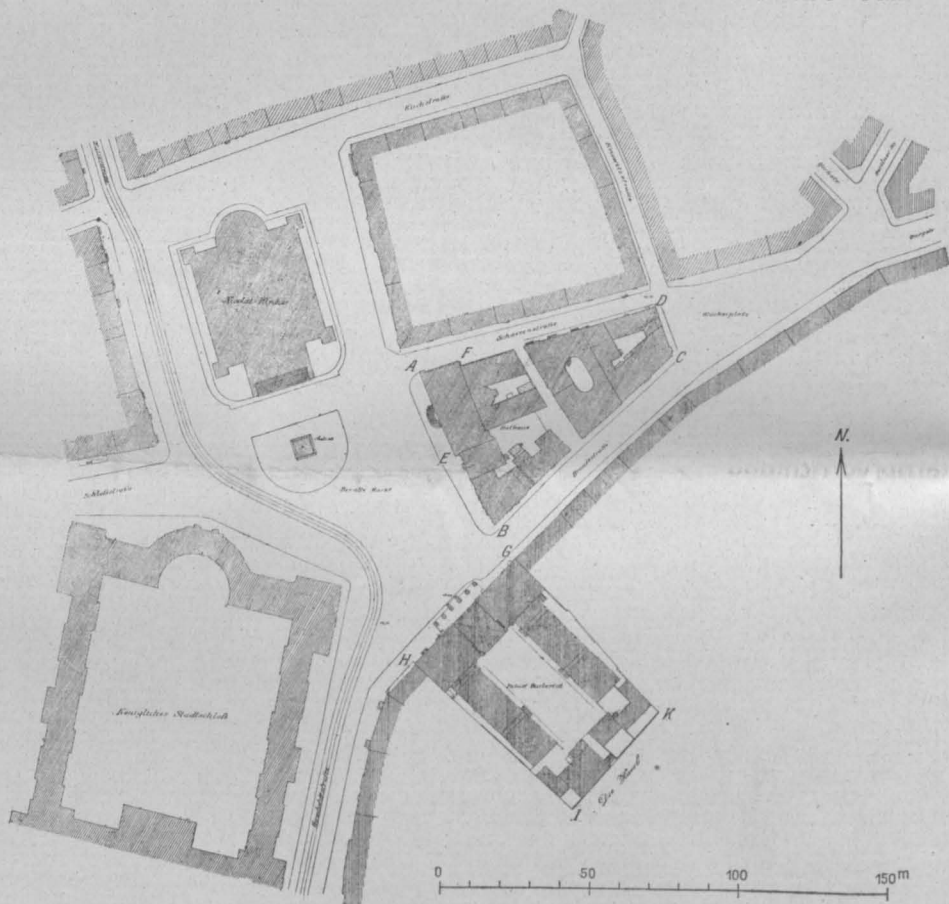
zu verlassen und zur Bewältigung der Raumschwierigkeiten, die sich im Lauf der Jahre in der Potsdamer Stadtverwaltung eingestellt hatten, andere Auswege zu suchen. Da ergab sich dann als die Folge einer vorschauenden glücklichen Tat die Verwendung des Palastes Barberini für die Zwecke der städtischen Verwaltung. Vor mehreren Jahren schon war es der Stadt Potsdam geglückt, diesen hervorragenden Monumentalbau am Alten Markt unter günstigen Bedingungen aus Privathänden in ihren Besitz zu bringen und ihn damit vor der drohenden Verwahrlosung zu retten. Am 5. Juli 1916 faßte der Magistrat den Beschluß, die allgemeine städtische Verwaltung nach dem Palast Barberini zu verlegen und für den Ausbau des Palastes, sowie für die Errichtung eines Saalgebäudes im Anschluß an die Palastflügel 750 000 M., ferner für den Ausbau der jetzigen Rathausgebäude weitere 250 000 M. aufzuwenden. Eine entsprechende Vorlage ist den Stadtverordneten zugegangen.

Der Palast Barberini — der in keinen Zusammenhang gebracht werden darf mit der Tänzerin Barbarina Campani, die im Leben Friedrichs des Großen eine so große Rolle spielte und im „Roten Adler“, Humboldt-Straße 3 in Potsdam wohnte, wenn der König sie nach seiner zweiten Residenzstadt berief —, stammt aus jener Zeit, in welcher der große König daran ging, aus den Nützlichkeitbauten seines sparsamen, strengen Vaters Kunstbauten zu schaffen. „Die Stadt faßte er als weitere Umgebung seines Schlosses in einen künstlerischen Rahmen . . . die Straßenfronten sollten sich ihm schön repräsentieren. Auf ihn selbst war alles abgestimmt, sein Geschmack in die Architektur der Privathäuser übertragen . . . er scheute selbst Kulissenbauten zum Zwecke nur schöner Wirkung nicht . . . Dies ist das Merkwürdige der neuen Schöpfungen, daß alles konzentrisch schließlich auf die Seele des königlichen Künstlers hin angelegt wird; die Potsdamer Stadtarchitektur steht daher schon ganz im Allgemeinen in Europa schlechtweg einzig da.“ (Haeckel). Von den 3 Perioden der baukünstlerischen Tätigkeit, dem französisch-akademischen Klassizismus Knobelsdorffs, dem palladianischen, den der König selbst vorschrieb, und dem klassizistischen Barock Karl von Gontards und seines Schülers Philipp Unger fällt der Palast Barberini in die dritte Periode. Am Alten Markt entstand er als eine Nachahmung des

Palazzo Barberini der Meister Maderna und Bernini in Rom. Neben ihm erhebt sich in der Humboldt-Straße 3 die Nachahmung des Palazzo Pompei in Verona. Der Palast wurde 1772 erbaut; seine Grundriß-Anlage zeigt die U-Form mit der offenen Hofseite gegen die Havel. Der Palast hatte seine Schicksale, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn einem vornehmen Zweck zuführte. Zuletzt befand sich im mittleren Teil des Erdgeschosses eine Gastwirtschaft. Der kunstsinige König nun ließ diesen Teil durch eine offene Bogenhalle ersetzen, die einen Durchblick gewährt vom Alten Markt bis zur Havel und ließ durch den Architekten Laucken die darüber gelegenen Stockwerke zu Sälen mit den entsprechenden Nebenräumlichkeiten umbauen. Nun hatten sich in Potsdam die ausübenden Künstler zum „St. Lukas-Verein“ zusammengeschlossen und diesen Verein ergänzend wurde durch den kgl. Bauinspektor Ziller und Andere 1833 der „Potsdamer Kunstverein“ ins Leben gerufen. Schon vorher war eine „Literarische Gesellschaft“ entstanden „zur Anregung und Förderung einer höheren edleren Geselligkeit und des wissenschaftlichen geistigen Lebens durch Austausch von Ideen und Mitteilung von bemerkenswerten Dingen aus „dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Kunst und Literatur“. Zu dieser 1830 begründeten Gesellschaft trat dann in der

Folge noch ein „Opern-Verein.“ Es war nun der Wunsch dieser Vereine, für ihre Tätigkeit in Potsdam eine gemeinschaftliche Heimstätte zu haben, ähnlich wie sie Friedrich Wilhelm IV. in der Kunstakademie in Berlin begründet hatte. Zur Errichtung eines neuen Bauwerkes kam es jedoch nicht; der König wies vielmehr den Vereinen den umgebauten Palast Barberini als Sitz an und gewährte ihnen an das Gebäude ewige Rechte. Diese abzulösen bildet eine der Schwierigkeiten bei der Verfolgung der jetzigen Absichten der Stadtverwaltung. Man darf aber annehmen, daß sie nicht unüberwindlich sein werden. Die von den Vereinen nicht in Anspruch genommenen Teile des Palastes wurden verschiedenen, darunter auch industriellen Zwecken dienstbar gemacht, ein Zustand, der das Aussehen des Gebäudes im Bilde des Alten Marktes noch heute sehr beeinträchtigt, jedoch durch den Uebergang des Palastes in den Besitz der Stadt in Bälde aufhören dürfte, auch wenn die Anträge des Magistrates nicht oder nicht im vollen Umfang verwirklicht werden sollten.

Da sich der an sich notwendige Neubau eines Rathauses, wie es z. B. Spandau sich noch vor dem Krieg schaffen konnte, der alle Zweige der städtischen Verwaltung umfaßt, aber eine Bausumme von 3–4 Mill. M.



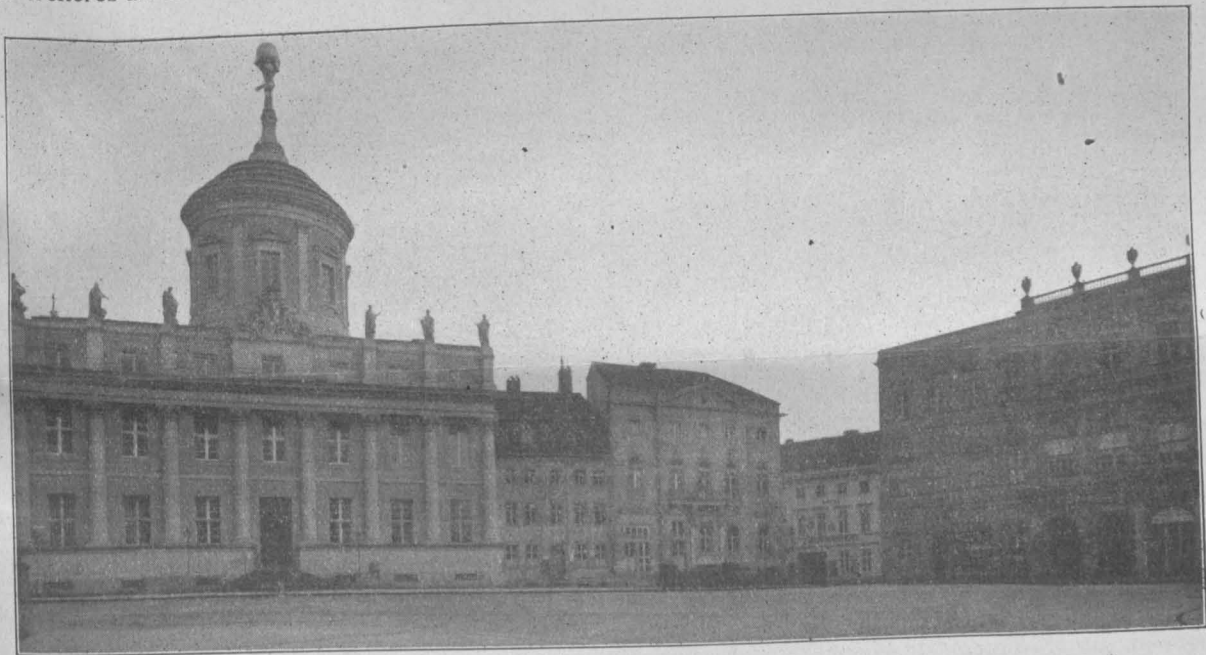
beanspruchen würde, in den ersten Jahren nach dem Krieg und wohl auch noch auf lange Zeit hinaus unmöglich verwirklichen läßt, die Aufwendung so großer Mittel auch nicht im Sinne der Zeitstimmung liegen würde, so war der Magistrat gezwungen, nach einem Ausweg zu suchen, der mit ungleich geringeren Mitteln eine Befriedigung der Raum-Bedürfnisse auf lange Zeit hinaus ermöglicht. Da hat sich die Nützlichkeit des Ankaufes des Palastes Barberini überzeugend erwiesen und die Frage nahegelegt, ob nicht eine völlige Ausnutzung des Palastes zu Rathauszwecken den bestehenden Uebelständen zu begegnen vermöge. Der Palast enthält zwei große Säle, die sich trefflich als Magistrats- und als Stadtverordneten-Sitzungssäle verwenden lassen. Er enthält ferner eine große Anzahl gut beleuchteter Räume, die sich gleich gut zu Geschäftszimmern für die Verwaltung eignen. Nach den Mitteilungen des Magistrates hat eine Flächenberechnung der im Palast zur Verfügung stehenden Räume zuzüglich der Räume der umgebauten alten Rathausgebäude weit mehr Raum ergeben, als im Wettbewerb für den Rathaus-Neubau vorgeschrieben war.

Dazu kommt, daß sein künstlerischer Charakter das Bauwerk zu einem sehr wertvollen macht. Wie sein Name sagt, ist es eine Nachahmung des Palastes Barberini in

der Via delle Quattro Fontane in Rom, den der Sproß des römischen Fürstengeschlechtes Francesco Barberini (1597 bis 1679) seit 1624 durch Maderna, Borromini und Bernini errichten ließ; freilich keine unmittelbare Nachahmung, sondern in der Hauptsache eine Benützung der architektonischen Systeme des römischen Palastes. Der Potsdamer Palast zeigt eine geschlossene Fassade am Markt, gegenüber dem Stadtschloß. Sie baut sich mit stark vortretendem Mittelrisalit in 3 Hauptgeschossen auf, von denen in den beiden unteren noch Mezzanin-Geschosse abgeteilt sind. Zu großer Wirkung ist die fünfsystemige Bogenarchitektur des Risalites gesteigert, die von einer Balustrade mit Vasen bekrönt wird. Die Stützensysteme zeigen die gebräuchliche Anordnung; unten dorische, darauf jonische, im obersten Geschoß korinthische. Der starken Durchbrechung des Risalites stehen die Flächen der zurücktretenden Flügel entgegen, deren Fenster Verdachungen haben. Die Flächen sind lisenenartig im Putz gegliedert. Die Anordnung der Fassade ist eine streng symmetrische. Von gleicher Wirkung und ähnlicher Anlage ist die Hof-Architektur. Auch hier stehen die Flächen der Flügelbauten, aus denen die Fenster mit nur schlichter Umrahmung herausgeschnitten sind, in wirkungsvollem Gegensatz zum stark gegliederten Mittelbau, der eine gegenseitige Übereinstimmung mit dem Mittelbau der Vorderfassade zeigt. Nach allem würde demnach die Verlegung der städtischen Verwaltung in dieses Bauwerk für beide ohne Weiteres als ein Gewinn zu betrachten sein.

Saal, der etwa der Größe der Säle des Palastes entspricht, im Sockelgeschoß enthält. Durch Ausführung dieses Baues würde nach Ansicht des Magistrates nicht nur den Vereinen reichlich Ersatz geschaffen, sondern vor allem der Stadt Potsdam ein Saal geboten, der die vor Jahren auf der Freundschafts-Insel geplante Stadthalle zu ersetzen vermag. Man würde der Beseitigung dieses letzteren Gedankens wohl keine Träne nachzuweinen brauchen.

Die Ausnutzungsmöglichkeit der Säle durch die Stadt wird durch die Mitbenutzung der Vereine nicht sonderlich beeinträchtigt. Soweit wären gegen diesen Plan grundsätzliche Bedenken kaum zu erheben. Diese würden erst auftreten, wenn durch den Saalbau an der Havel der jetzige Durchblick auf diese etwa verbaut würde. Die vom Stadtbauamt aufgestellten Pläne sind uns nicht bekannt. Die Angabe, daß im Sockelgeschoß ein kleiner Saal angelegt werden soll, braucht nicht notwendig zu bedeuten, daß nunmehr die Achse Markt-Havel an dieser zugebaut werden soll und daß damit zukünftigen Bauentwicklungen auf dem Gelände jenseits der Havel ihre Beziehungen zum Alten Markt abgeschnitten werden sollen. Wäre das aber doch der Fall, dann würde sich ein Einspruch aus den künstlerischen Gründen der Erhaltung eines schönen Ausblickes und aus den städtebaulichen Gründen der Ermöglichung von Beziehungen zwischen Markt und einem künftigen Stadtteil jenseits der Havel wohl rechtfertigen lassen. Bei allem, was in Potsdam baulich geschieht, darf man wohl die



Zur Frage eines neuen Rathauses für Potsdam. Altes Rathaus, rechts Palast Barberini.

Bei den weiteren Absichten des Magistrates jedoch müßte ein gewisser Vorbehalt gemacht werden. Um den vorhin genannten Vereinen für die ihnen zustehenden Rechte am Bauwerk einen Ersatz zu bieten, soll an der Havelseite des Palastes ein neues Saalgebäude errichtet werden. Nach der Ansicht des Magistrates besitzt das Grundstück eine derartige Tiefe, daß sich bei geringer Verkürzung der Palastflügel und durch eine Verbindung mit ihnen ein Saalbau an der Havel erstellen läßt, der einen Festsaal von über 1000 Sitzplätzen mit reichlichen Nebenräumen in einem Hauptgeschoß, und einen kleineren

Frage aufwerfen: „Wie würde Schinkel das gemacht haben?“

Alles in allem verdient der Gedanke, den Palast Barberini durch Aufnahme der städtischen Verwaltung in einen Zustand der Verwahrlosung zu entreißen und ihn einem würdigeren Zweck als bisher zuzuführen, vollen Beifall; zumal die für diese Umwandlungen geforderten Mittel sich in Grenzen halten, die der Stadt Potsdam Schwierigkeiten nicht bereiten. Ein vornehmer Akt praktischer Denkmalpflege wird damit geleistet, umso mehr, wenn der Saalbau mit dem Palast eine künstlerische Einheit bildet. —

—H.—

Rechtsfragen.

Entscheidungen des preuß. Ober-Verwaltungsgerichtes. (Kanalanschluß-Gebühren). Der Direktor Sch. ist wegen seines Grundstückes in der B. Straße zu einer Kanalanschlußgebühr von 900 M. von dem Magistrat in Breslau herangezogen worden. Der Heranziehung liegt zugrunde die Ordnung vom 7. November 1911, die im § 1 bestimmt: „Von allen im Gemeindebezirk belegenen Grundstücken und Gebäuden, die zum ersten Mal an die städtische Schwemmkanalisation zur Ableitung von Abwässern angeschlossen werden, wird als Vergütung für die Benutzung des städtischen Kanalnetzes eine Anschlußgebühr erhoben...“ Die Aufhebung der Heranziehungsvorgabe beantragte Sch. mit dem Einspruch und demnächst mit der Klage. Der Bezirksausschuß wies sie ab. Diese Entscheidung hat auf die Revision des Klägers der

zweite Senat des Oberverwaltungsgerichtes durch Urteil vom 14. Mai 1915 bestätigt. Der Kläger behauptet, wie der Senat ausführt, die Ungültigkeit der Gebührenordnung, weil die Kanalisationskosten bereits durch die nach der Ordnung vom 1. März 1910 erhobenen, laufenden Kanalgebühren ihre volle Deckung fänden. Dieser Angriff geht in jedem Falle fehl. Eine obere Grenze der Gebührenbemessung enthält der § 4 des Kommunalabgaben-Gesetzes nicht, und die Angemessenheit des Satzes der Anschlußgebühr — 30 M. für das Frontmeter — war vom Bezirksausschuß als Genehmigungsbehörde zu prüfen. Auch sonst ergaben sich keine Bedenken gegen die Gültigkeit der Gebührenordnung. Insbesondere ist dem Bezirksausschuß darin beizutreten, daß neben der laufenden Benutzungsgebühr eine einmalige Gebühr für das Nehmen oder Haben des Anschlusses, das ebenfalls

eine Benutzung der Gemeindegaststätte darstellt, erhoben werden darf. Der Kläger ist aber auch der Meinung, daß die Gemeinde dem Straßenunternehmer in dem mit ihr geschlossenen Straßenbaupact die Anbaufähigkeit der Straße ohne weitere Lasten gewährleistet habe und nicht berechtigt sei, später den Anbau von weiteren Leistungen abhängig zu machen. Der Einwand ist schon deshalb unbegründet, weil der Pact eine Befreiung von Gemeindegastlasten nicht vorsieht. Es ist auch keine Gemeinde in der Lage, in der gedachten Weise durch Pact auf ihr künftiges öffentlich-rechtliches Abgaben-Erhöhungrecht rechtswirksam zu verzichten (II. C. 205. 14). —

L. K.

Vermischtes.

Bezug der „Deutschen Bauzeitung“. Es ist den Beziehern der „Deutschen Bauzeitung“ aus der politischen Tagespresse bekannt, daß die außerordentliche Anspannung aller wirtschaftlichen Verhältnisse das gesamte Zeitungsgewerbe in eine sehr schwierige Lage gebracht und es dazu gezwungen hat, den Bezugspreis schon seit längerer Zeit zum Teil sehr wesentlich zu erhöhen. Obwohl auch wir unter der Ungunst der bei der Herstellung unserer Zeitung obwaltenden Umstände schon lange zu leiden hatten, haben wir es dennoch bisher vermieden, im Bezugspreis unserer Zeitung eine Änderung eintreten zu lassen. Nun aber werden wir doch durch die unausgesetzte Erhöhung aller Ausgaben hierzu gleichfalls gezwungen. Wir werden jedoch die großen Mehrausgaben zum weitestgrößten Teil selbst tragen und unsere Abnehmer an denselben nur mit einem kleinen Bruchteil teilnehmen lassen. Es wird daher die „Deutsche Bauzeitung“, durch die Post beim Postamt des Wohnortes bestellt, ab 1. Juli 1916 statt bisher 4 M.

4 M. 18 Pfg. vierteljährlich

kosten. Vom gleichen Zeitpunkt ab stellt sich der Bezug unter Streifband unmittelbar vom Verlag auf

5 M. vierteljährlich.

Die Zeitung kann nur in vollen Kalender-Vierteljahren, nicht monatlich, bezogen werden. —

Wettbewerbe.

Ein Preisausschreiben für kleinere Krieger- und Kriegerdenkmäler erläßt der „Bund deutscher Gelehrter und Künstler“ (Kulturbund) in Berlin für reichsdeutsche Künstler zum 25. Okt. 1916. Der Wettbewerb soll einmal ein Ansporn für die deutschen Künstler sein, ihre Kunst Aufgaben dieser Art zuzuwenden; andererseits ist es das Ziel des Bundes, sich mit seinen Mitteln, z. B. durch eine neu geschaffene Beratungsstelle, dafür einzusetzen, daß den Schöpfern hervorragender Entwürfe im gegebenen Fall Gelegenheit zur Betätigung werde. Es ist dabei sowohl an die Ausführung im Wettkampf ausgezeichneten Entwürfe wie auch daran gedacht, daß in vielen Fällen ein Künstler nach dem im Wettkampf gezeigten Können und nach seiner Eigenart für eine besondere Aufgabe vorgeschlagen werden kann, um sie nach ihrer durch Ort und Umstände bedingten Besonderheit zu lösen. Es werden zur Aufgabe gestellt Entwürfe für Grabsteine und Grabkreuze für gefallene Krieger in der Heimat; für gemalte und plastische Gedenktafeln; für einfache Denkmäler mit einer Herstellungssumme von nicht über 5000 M.; für Bildstöcke und für Gedächtniskapellen für Gefallene mit einer Ausführungssumme von nicht über 12000 M. Zur Verteilung gelangen 5 Preise zu je 1000, 10 Preise zu je 500 und 25 Preise zu je 200 M. Diese 40 Preise sollen für alle Aufgaben möglichst gleichmäßig unter allen Umständen zur Verteilung kommen. Das Preisgericht kann auf „ehrenvolle Erwähnung“ erkennen. Außerhalb des Wettbewerbes können Entwürfe mit Namen für das über den Wettbewerb in Aussicht genommene Sammelwerk eingereicht werden. Unter den Preisrichtern die Architekten Behrens, Billing, Blunck, Poelzig und Seeck, die Bildhauer Hahn, Hosaeus, Manzel, Schapper und Tuailon. —

Zum Preisausschreiben der Akt.-Ges. Carl Berg in Evingen in Westfalen, dessen Ergebnis wir in No. 58 mitteilten, erhielten wir eine Reihe von Zuschriften, nach welchen die Umstände, unter denen der Wettbewerb zustande kam, dringend einer Aufklärung bedürfen. Uebereinstimmend enthalten die Zuschriften die Mitteilung, daß ein Ersuchen um Zusendung der Unterlagen nach erfolgter Bekanntmachung des Wettbewerbes durch die Firma dahin beantwortet wurde, „Ihnen die Unterlagen nicht senden zu können, da es noch fraglich ist, ob wir während des Krieges an die Sache herangehen können.“ Diese Antwort ist vervielfältigt und statt der üblichen Anrede mit einem P. P. versehen. Nach den Mitteilungen in No. 58

der „Deutschen Bauzeitung“ hat nun aber der Wettbewerb doch stattgefunden, anscheinend in beschränkter Form. War nur das die Absicht der Firma, so hätte sie es schon in der Anzeige bekannt machen müssen. Ein Einsender richtete unter dem 27. Juni ein eingeschriebenes Schreiben an die Firma, in dem um Aufklärung über die Angelegenheit gebeten war unter Vorbehalt der Rechte gegen die Firma, die aus der öffentlichen Auslobung hervorgehen. Das Schreiben war bis zum 17. Juli nicht beantwortet. Es wird daher den Einsendern nichts Anderes übrig bleiben, als die ihnen zustehenden Rechte weiter zu verfolgen.

Die in No. 58 genannten Preisträger, von welchen der eine jedoch nicht Wilh. Koch, sondern Hr. Alfred Koch in Halle-Trotha ist, bitten wir, uns mitteilen zu wollen, auf welchem Wege ihnen die Teilnahme am Wettbewerb ermöglicht war. —

Wettbewerb evangelische Kirche mit Pfarr- und Gemeindehaus Ickern bei Dortmund. Es wird auf Wunsch von Bewerbern, von denen heute viele ohne Hilfskräfte sind und die deshalb alle Pläne selbst zeichnen müssen, die Einlieferungsfrist auf den 15. September 1916 verlegt.

Zu den Ausführungen in No. 55 vom 8. Juli d. J. wird uns geschrieben:

„Wenn auch zuzugeben ist, daß bei der mehr reizvollen als „umfangreichen“ Aufgabe die Preissumme mit 3000 M. ohne Ankäufe knapp bemessen ist, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß der Einsender etwas übertreibt. Es sind z. B. nicht „möglichst drei Perspektiven“, sondern „jedenfalls eine, höchstens aber drei“ verlangt; außerdem ist die Darstellung auf schwarz-weiß, die Größe auf 0,3 m beschränkt. Auch im übrigen sind die zeichnerischen Arbeiten auf das notwendige Maß eingeschränkt. Bei den Schnittzeichnungen ist allerdings ein Irrtum vorgekommen. Es soll heißen 1:200 statt 1:100. Im Programm ist hervorgehoben, daß Schnittzeichnungen nur gemacht werden sollen, soweit sie zur Klarstellung nötig sind. In einer Anzeige und durch Anschreiben an sämtliche Bewerber wird gleichzeitig bekannt gemacht, daß ein Schnitt 1:200 genügt.“

Als Kostenüberschlag ist ausschließlich eine Kubikmassen-Berechnung verlangt, eine Arbeit, die im vorliegenden Fall in einer Stunde gut zu bewältigen ist. Die als zu niedrig beanstandete Gesamtkostensumme von 210000 M. ist in den Bedingungen durch die Hinweise „etwa“ und „nicht wesentlich überschritten“ nicht unbedingt festgelegt. Sie weist natürlich darauf hin, daß mit den einfachsten Mitteln gearbeitet werden soll, wie es den Zeitverhältnissen angemessen ist.

Bei der Preisbemessung ist zu beachten, daß es heute schwer hält, eine kleine Gemeinde überhaupt zu einem annehmbaren Wettbewerb zu gewinnen. Wer die anfänglichen Absichten des Kirchenvorstandes für die Entwurfs-Gewinnung gekannt hat, wird es begrüßen, daß die vorliegende Lösung im Verein mit der verständnisvollen und nachdrücklichen Bemühung des Hrn. Pfarrer Hoyer noch geglückt ist. Schließlich ist es jetzt, wo die Architekten leider infolge des Krieges sehr wenig zu tun haben, doch besser, eine immerhin anregende Aufgabe zu annehmbaren Bedingungen zum Wettbewerb zu bringen als überhaupt nicht. Der Einsender hat auch übersehen, daß außer der Preissumme Ankäufe vorbehalten sind und daß endlich einem der Preisträger die Ausführung versprochen ist. Es lag kein Grund vor, diese Zusage anzuzweifeln.

Die angeblich mangelhafte Erfassung der berechtigten Bewerber-Interessen durch die Preisrichter ist durch Vorstehendes widerlegt. Im übrigen befinden sich im Preisgericht Herren, denen sowohl die Privatarchitektenschaft als auch das Wettbewerbswesen aus eigenem aktiven Erleben bekannt ist. Trotzdem wurde seinerzeit der Versuch gemacht, einen Privatarchitekten von Ruf für das Preisgericht zu gewinnen. Dieser lehnte aber ab, weil er sich lieber bewerben wollte. —

Str.“

Chronik.

Ein Tier-Tränkebrunnen in Wien wurde als eine Stiftung der Kammersängerin Francillo-Kaufmann in Wien nach dem Entwurf des Architekten Stöckl daselbst beim Gebäude der Sezession auf dem Getreidemarkt aufgestellt. Der aus Kalkstein gemeißelte Brunnen zeigt das Reliefbild der Stifterin, sowie einen Pferdekopf und einen Vogel zur Andeutung seiner Bestimmung. —

Inhalt: Zur Frage eines neuen Rathauses für Potsdam. — Rechtsfragen. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



DIE NEUBAUTEN DER SYNAGOGUE
 AM KOTTBUSER UFER IN BERLIN.
 ARCHITEKT: REG.-BAUMEISTER
 ALEXANDER BEER IN CHARLOT-
 TENBURG. * HAUPTINGANG DER
 SYNAGOGUE. * * * * *

DEUTSCHE

* * * * * BAUZEITUNG * * * * *

* 50. JAHRGANG 1916. * NO. 63. *



DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 63. BERLIN, DEN 5. AUGUST 1916.

Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin.

Architekt: Alexander Beer, Reg.-Baumeister in Berlin-Charlottenburg.

Hierzu eine Bildbeilage, sowie die Abbildungen S. 331.



Als unsere Heere im Osten in unwiderstehlichem Drang den Grenzwall über Polen hinweg auf russisches Gebiet vorschoben, haben sie auf ihrem Zug eine Reihe von Kulturstätten erschlossen, die in diesem verkehrsarmen Land seither unbekannt und verborgen geblieben waren. Wir lernen bewundernd Stadt- und Dorfbilder kennen, die in ihrer Geschlossenheit als treffliche Zeugen vergangener Kulturepochen zu dienen vermögen. Der Nützlichkeitsgedanke, der sonst unsere Zeit beherrscht, indem er rücksichtslos alte Werte vernichtet, um auf ihren Trümmern neue, ihm eigene zu errichten, hat in diesem wirtschaftlich und politisch vernachlässigten Land keinen Boden zu seiner Entfaltung finden können. Diesem Umstand allein ist es wohl zu danken, daß so viele alte Bauwerke unberührt auf unsere Tage überkommen sind.

Ein besonderes Kapitel nehmen hier die alten Stadt- und Land-Synagogen ein. Sie sind fast immer kleine Kunstwerke, die mit der Scholle verwachsen scheinen und dadurch jenen warmen Erdhauch atmen, der uns beispielsweise bei den Schwarzwald-Häusern so seltsam einnimmt; Schöpfungen, wie sie eben nur entstehen können, wenn ein bodenständiges Volk zunächst aus den Forderungen des Gebrauchs heraus einen Bautypus aufstellt, um ihn dann in nachfolgenden Generationen zu entwickeln und aus-

zubauen. Aus ähnlichem Geist geschaffen, will der hier wiedergegebene Neubau einer Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin aufgefaßt sein. Auch ihm ist ein ausgesprochener „Lokalton“ verliehen worden; losgelöst von der Schablone, welche vermeint, eine Synagoge müsse, einer alten Ueberlieferung folgend, unbedingt in Bauformen einer besonderen Richtung gebildet sein. Bei der Planung der Neubauten wurde vielmehr angestrebt, den Bau möglichst seiner örtlichen Umgebung anzupassen und ihn in das bestehende Straßenbild harmonisch einzufigen. Indessen sollten Zweck und Eigenart dabei ihren klaren Ausdruck finden.

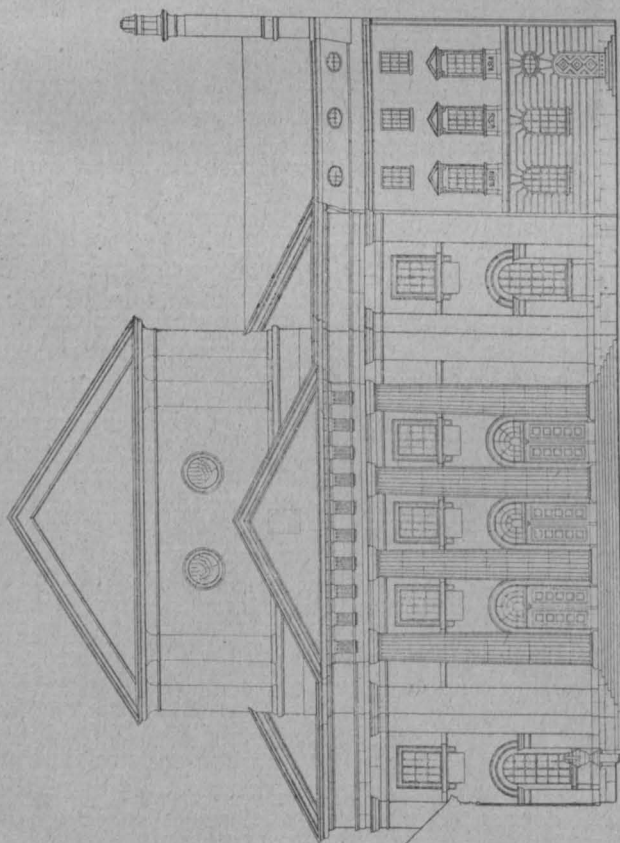
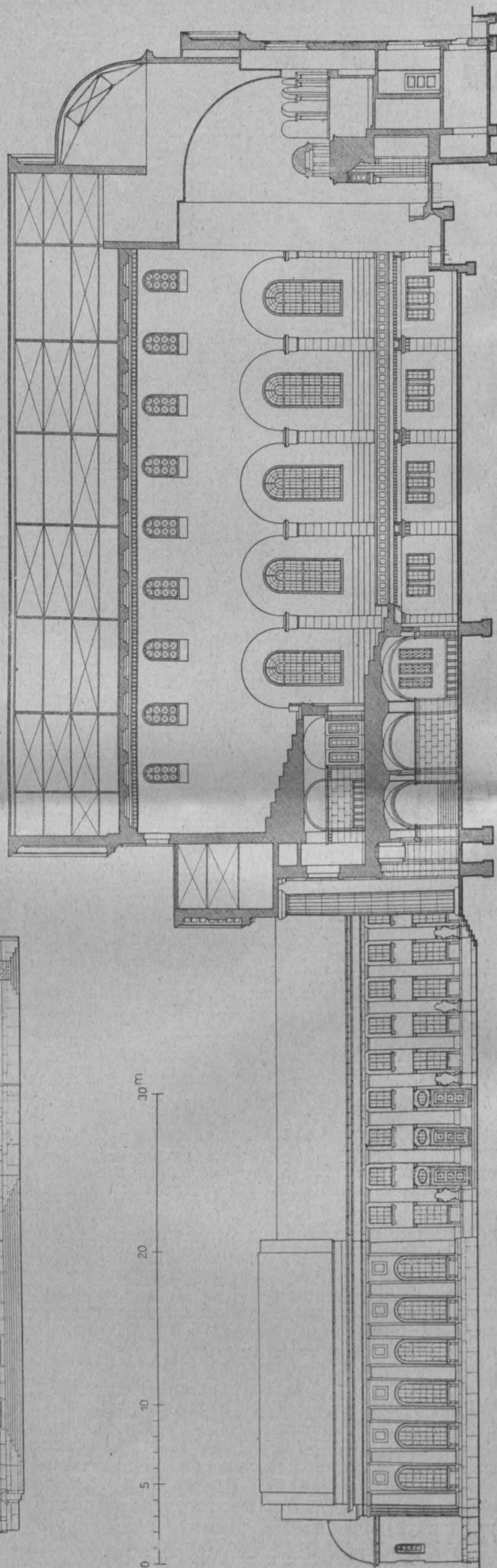
Die Synagogen-Neubauten erheben sich auf einem Gelände, das sich mit einer Frontlänge von 80,5 m nach dem Kottbuser-Ufer öffnet und in einer durchschnittlichen Tiefe von 105 m bis nach der Britzer-Straße durchgreift. Der Bauplatz umfaßt hiernach im Ganzen eine Grundfläche von 3600 qm. Durch Errichtung der Neubauten wurde das Grundstück indessen nur mit 2150 qm beansprucht, sodaß in der Britzer-Straße noch ein Bauplatz für ein Wohngebäude verfügbar ist, dessen Errichtung einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Die geographische Lage des Bauplatzes am Landwehr-Kanal, sowie die Bestimmung des Bauprogrammes, daß die Synagoge orientiert sein, das Allerheiligste also nach Osten liegen müsse, bedingten die Anordnung des Haupteinganges nach der entgegen gesetzten Richtung, das ist hier nach dem „Kottbuser-Ufer“. Demgemäß wurden auch die Hauptansichten der Gebäude-

gruppe hierher gewendet und auf ihre architektonische Ausgestaltung besonderer Wert gelegt.

Die eigentümlich geschnittene Form des Bauplatzes, der sich nach Süden stumpfwinkelig an das Nachbargrundstück anlegt und nach Norden in einen spitzen Winkel ausläuft, erheischte für die Grundgestaltung, sowie für die Massen-Gruppierung eine besondere Lösung, um die Eigenart des Bauplatzes möglichst vorteilhaft auszunutzen und baukünstlerisch zu verwerten. Eine klare Raumanordnung forderte für die Bebauung den Ausschnitt breiter rechtwinkliger Grundflächen. Diese konnten dadurch gewonnen werden, daß man von dem Bauplatz an der Straßenseite zwei annähernd dreieckige Vorhöfe lostrennte, die sich mit ihren Grundseiten nach dem Kanal zu öffnen und dessen Wandungen jeweils durch die Fronten des Hauptgebäudes und eines Seitenflügels gebildet werden. Diese auf einer mangelhaften Aufteilung der Gebäudeblöcke entstandene, an sich wirtschaftlich recht ungünstig geschnittene Bauplatzform gab hier, wo die Bodenausnutzung keine erhebliche Rolle spielte, die Anregung zur Schaffung eines reizvollen Straßenbildes.

Die Gebäudegruppe zerfällt der inneren Bestimmung ihrer Teile nach, die auch im Aeußeren klar in die Erscheinung tritt, in drei große Baumassen: d. i. 1. Das Hauptgebäude in Form einer Basilika, die sich in ihrer Längsrichtung von Westen nach Osten in den Bauplatz hineinschiebt. 2. Ein nach rechts angegliedertes Wohngebäude, das sich an die bestehenden Privathäuser anlehnt und auch in seiner Formgebung zu diesen überleitet. 3. Ein linker Seitenflügel mit 2 Sälen für gottesdienstliche Zwecke, sowie eine Portierwohnung. Diese an den Hauptbau sich anschmiegenden Seitengebäude sind in der Aufteilung der Flächen, sowie in den ihnen verliehenen hohen Abmessungen möglichst eingeschränkt gehalten, um mit ihren zurückgedrängten Verhältnissen einen wirkungsvollen Maßstab für den eigentlichen Kirchenbau zu gewinnen. —

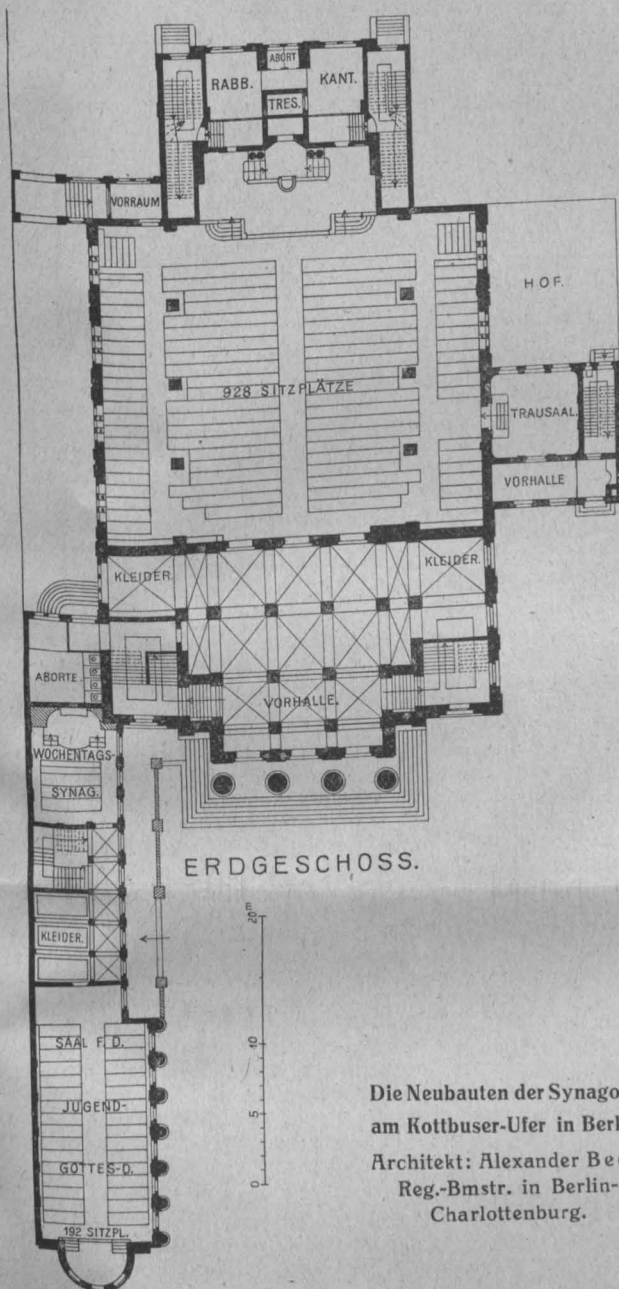
(Schluß folgt.)



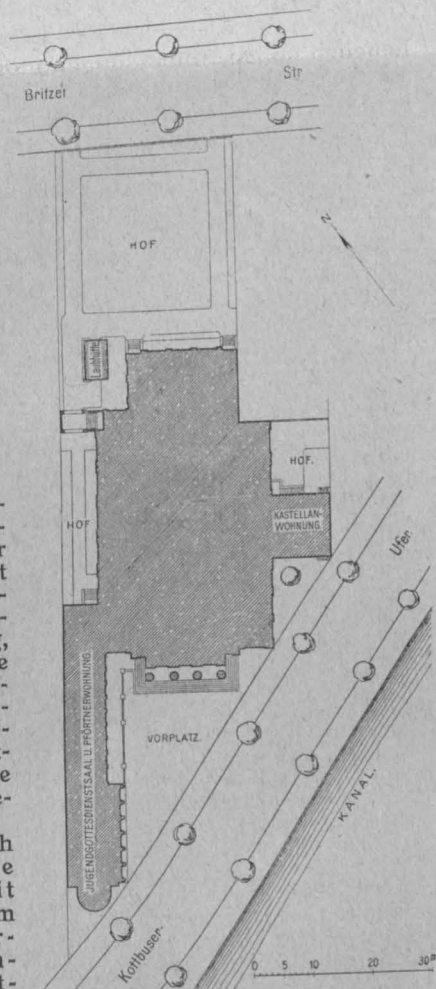
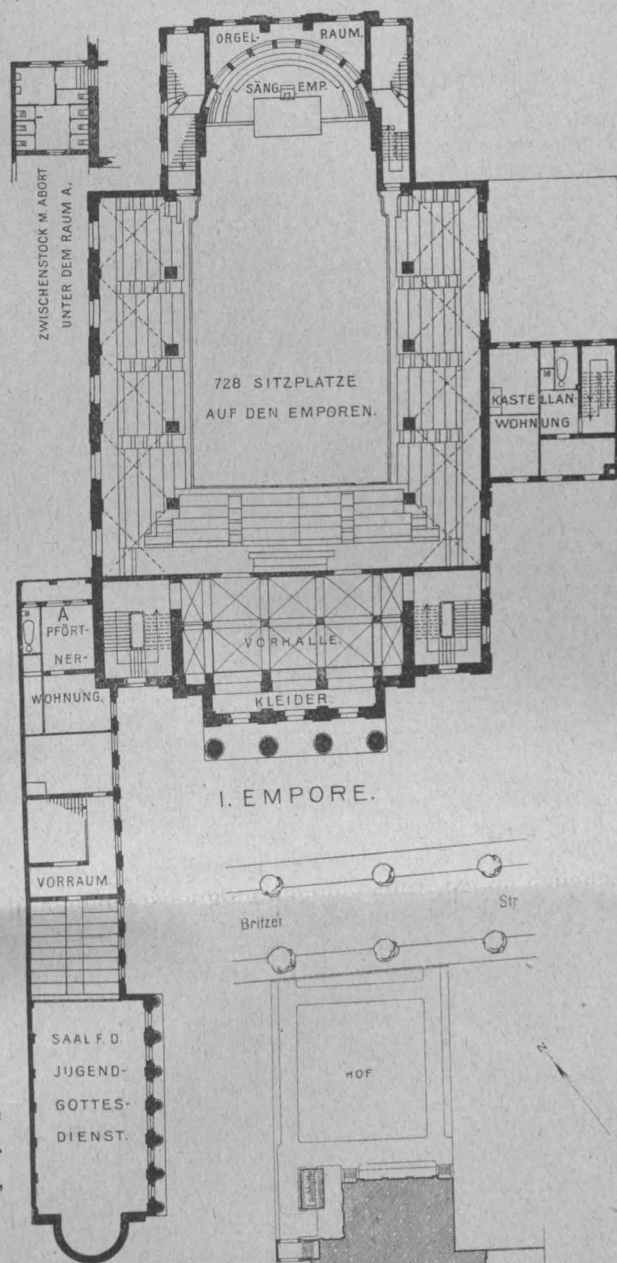
Die Franzosen und die französischen

Bekanntlich finden die Kriegshandlungen seit dem schnellen Vormarsch der deutschen Truppen in Frankreich im Spätsommer des Jahres 1914 in Provinzen des unglücklichen Landes statt, die reich mit den

Reimser Kathedrale möglich sein wird, vorausgesetzt daß nicht neue Kriegshandlungen das Zerstörungswerk vollenden, unterliegt keinem Zweifel, und ein von der französischen Regierung eingesetzter Ausschuß von Sach-



Die Neubauten der Synagoge
am Kottbuser-Ufer in Berlin.
Architekt: Alexander Beer,
Reg.-Bmstr. in Berlin-
Charlottenburg.



edelsten Baudenkmälern des Mittelalters besetzt sind, welche leider häufig schweren Schaden durch die Franzosen selbst erlitten haben. Zu diesen Werken zählt namentlich die Kathedrale von Reims, der wir in No. 9 des Jahrganges 1915 der „Deutsch. Bztg.“ eine Betrachtung gewidmet haben. Ihre Beschädigung ist in den französischen Berichten aus erkennbaren Gründen so sehr übertrieben worden, daß man von ihr nur mehr als von einem Schutthaufen sprach, in den das unvergleichliche Meisterwerk der Gotik verwandelt worden sei. Die große Schuld der Franzosen an den Beschädigungen wurde dabei gellissentlich unerwähnt gelassen. Wie die „Neue Freie Presse“ sich von ihrem Mitarbeiter in Brüssel berichten läßt, liegt jedoch nunmehr ein amtlicher Bericht der französischen Regierung vor, aus dem hervorgeht, daß die prächtige Vorderseite und das ganze Hauptgebäude mit den beiden Nebenseiten fast unverletzt geblieben sind. Die Beschädigungen betreffen vornehmlich den rückwärtigen Teil der Kathedrale, das Dach, welches vollständig herabgeschossen wurde, und die unersetzlichen wundervollen Glasmalereien, von denen viele leider in Scherben zerschlagen wurden. Indessen gelang es, aus dem Schutt noch manches unversehrte Fenster und manches Erzeugnis der Bildhauerkunst zu retten. Daß unter solchen Umständen eine Wiederherstellung der

verständigen be-
schäftigt sich be-
reits mit dieser
Aufgabe. Man hat
sich aber gewun-
dert, daß die Pa-
riser Regierung,
die nicht müde
wird, die Zerstö-
rung der Kathed-
rale ausschließ-
lich den Deut-
schen in die
Schuhe zu schie-
ben, obwohl
nachweislich
französische
Kanonen weit
mehr von dem
Kunstabau zer-
schossen ha-
ben als deut-
sche, nicht die
geringste Schutzmaßnahme zur Erhaltung der Kathedrale
und zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung des

Schadens getroffen hat. So stellt der „Temps“ fest, daß die schon im September des Jahres 1914 herabgeschossene Bedachung der Kathedrale zur Stunde noch immer nicht durch eine vorübergehende Vorkehrung, etwa durch ein Holz-Notdach ersetzt worden ist. Zwei lange Winter hindurch hat es also in das Innere der Kathedrale, wo sich kunstvolle Schnitzereien und Skulpturen in großer Anzahl befinden, hinein geregnet und hinein geschneit, wodurch neuer und unnützer Schaden angerichtet wurde. Das erzbischöfliche Domkapitel hat sich in dieser Angelegenheit mehrfach an die Regierung um Abhilfe gewendet, erhielt aber von den verschiedenen Ministern, die sich seit zwei Jahren in Paris ablösten, nicht einmal eine Antwort. Jetzt belehrt uns eine halbamtliche Note in der Pariser Presse über die Beweggründe für dieses seltsame Verhalten. Die Regierung des Hrn. Poincaré will die Kathedrale von Reims in ihrem jetzigen Zustand belassen und den letzteren eher noch verschlechtern, damit sie noch jahrelang allen Fremden, die nach Reims pilgern, als ein Denkmal und Wahrzeichen deutscher Barbarei und blinder Zerstörungswut erscheine. Die Trümmer des Kunstwerkes sollen also politischen Zwecken und der ewigen Nahrung des Völkerhasses dienen. Erst wenn die Kathedrale nach zehn oder zwanzig Jahren diese Aufgabe erfüllt haben wird, soll daran gegangen werden, ihre Schäden auszubessern. Dieses Ziel der von blindem Deutschenhaß erfüllten Pariser Machthaber findet glücklicherweise nicht einmal Zustimmung in den eigenen Lande. Von allen Seiten regnet es Widerspruch gegen die von den Poincaré und Genossen geplante absichtliche Verwahrlosung der Kathedrale, und der Kardinal-Erzbischof von Reims hat in einem Schreiben an den Präsidenten der Republik Verwahrung dagegen eingelegt, daß seine Kathedrale zum Werkzeug des Hasses mißbraucht und erniedrigt werden soll. Im Elysée wird wohl angesichts dieser Stimmung nichts Anderes übrig bleiben, als zu verfügen, die Kathedrale mit der Bedachung zu versehen, die sie vor weiterem Schaden bewahrt.

Nicht viel anders liegen die Dinge bei der Kathedrale von St. Quentin. Wie in dieser Beziehung der „Schwäb. Merkur“ berichtet, haben Fliegerbomben der Franzosen oder Engländer in der ehrwürdigen Kathedrale das schwerste Unheil angerichtet. Die französische Regierung hätte den Schaden, der hier an einem der gleichfalls bedeutendsten gotischen Bauwerke Frankreichs, einer Meister-Kathedrale des 13. Jahrhunderts, und besonders an seinem herrlichsten Schmuck, den alten Glasgemälden angerichtet wurde, längst zu einer Denkmahetze nach Reimser Muster ausgenützt. Sind doch die Glasfenster von St. Quentin ein fast ebenso bedeutendes Denkmal französischer mittelalterlicher Kunst wie die Statuen von Reims, die Opfer des Leichtsinnes der Franzosen, die an der gefährdeten Kirche ein so gefährliches Holzgerüst stehen ließen, das in seinem Zusammenbruch beim Brand die Statuen unter sich begrub. Die Fliegerbomben, die in unmittelbarer Nähe der Kathedrale von St. Quentin platzten, haben folgende Schäden verursacht: Zahlreiche Bauteile sind von den Gewölben und Seitenwänden herabgestürzt, und die Kirche, in der bisher regelmäßig Gottesdienst gehalten wurde, hat wegen der drohenden Lebensgefahr geschlossen werden müssen. Die Glasfenster der einen Langseite der Kirche sind völlig zersplittert. Dagegen sind diejenigen im Chor, die noch etwas älter sind, als die im Langhaus, erhalten geblieben — vorläufig: St. Quentin liegt ja nur etwa 25 km von dem jetzigen Hauptziel der Franzosen, Péronne, entfernt, und die Flieger werden gewiß wiederkommen. Jeder Bombenwurf, auch nur in der Nähe, aber gefährdet nicht nur den Rest der Glasgemäld, sondern die Kathedrale selbst. Denn diese ist konstruktiv sehr unsicher und hat schon

in alter Zeit durch Eisenverspannungen unter den Gewölben gestützt werden müssen. Trotzdem ist der Seitenschub der Gewölbe so stark, daß die Pfeiler der Längswände, jedem Besucher bemerklich, nach der Seite ausweichen. Der Bestand des ganzen Baues muß danach bei weiteren Angriffen als gefährdet angesehen werden. Gerade dieser Kirche hat das wissenschaftliche Interesse der deutschen Barbaren während der Besatzungszeit sich zugewandt. Der im Kriegslazarett in St. Quentin tätige Franziskanerpater Prof. Dreiling hat in einer wertvollen kleinen Monographie den Bau, seine Geschichte, seinen Schmuck behandelt. Welche Behandlung die erprobte, überlieferte Kulturgesinnung unserer westlichen Gegner diesem ehrwürdigen Denkmal kirchlicher Kunst weiter wird zu teil werden lassen, dem kann man nur mit Besorgnis entgegen sehen.

Auch aus dem Großen Hauptquartier wird gemeldet, daß die aus dem 13.—15. Jahrhundert stammende Kathedrale von St. Quentin durch die kriegerischen Vorgänge der jüngsten Zeit schwer gefährdet worden ist. Der alte gotische Bau habe durch ein französisches Flugzeuggeschwader den schwersten Schaden erlitten. Der ungeheure Luftdruck der Explosionen wirkte dermaßen auf die Südfllanke der erhöht und überragend liegenden Kathedrale, daß eine Reihe der alten schönen Kirchenfenster zerschmettert wurden und in dem 113^m langen Kirchenschiff starke Verwüstungen angerichtet wurden. Der ganze Bau wurde durchgeschüttelt und ein Hagelsturz von Quadern, Säulentrümmern, Kapitellen, Rosetten und Maßwerk habe sich aus den Kreuzgewölben und dem Chor in die Tiefe ergossen. Die Kathedrale gilt als soweit gefährdet, daß sie geschlossen werden mußte.

Von anderer Seite wird berichtet, daß zwar die feindlichen Geschütze dem ehrwürdigen Gotteshaus nichts anhaben können, dazu liege die Stadt viel zu weit hinter der deutschen Front, aber was die Kanonen nicht leisten konnten, besorgen die Flieger. Es gelang ihnen dabei nicht, nennenswerten militärischen Schaden anzurichten, aber das alte Bauwerk der Kathedrale, das die Stadt weit überragt, wurde empfindlich in Mitleidenschaft gezogen. Die geschichtlich bemerkenswerte Kirche, deren früheste Bauteile bis ins 13. Jahrh. zurück reichen, gehört zu den ältesten Frankreichs. Ihre Krypta beherbergt die Gebeine des heiligen Quentin, der der aus dem ersten christlichen Jahrhundert stammenden Stadt später seinen Namen lieh. Sie war lange vernachlässigt worden und ihr Kalksteinmauerwerk zeigt, namentlich am Außenbau, böse Spuren der Verwüstung. So besaß das Mauerwerk nicht Widerstandskraft genug, den Wirkungen der Bomben Trotz zu bieten. Die Fenster sind zum großen Teil zerbrochen, wobei glücklicherweise die kostbaren Glasgemälde des Chors noch glimpflich davon kamen. Im Inneren, das nun abgesperrt ist, liegen Massen von Quadern und ornamentalen Teilen umher, die herabstürzten und ein Bild der Verwüstung darbieten. Das konstruktive Gefüge scheint seine Festigkeit verloren, die gotischen Wölbungen scheinen ihren Halt eingebüßt zu haben.

Vor kurzem ist in Lille die Kirche St. Sauveur gleichfalls das Opfer eines französischen Fliegerangriffes geworden. Wenn jetzt auch die Kathedrale von St. Quentin zusammensinken sollte, so wissen die Kunstfreunde Frankreichs, bei wem sie sich dafür zu bedanken haben. Die Zerstörer des Heidelberger Schlosses und Verwüster der Pfalz scheinen sich in ihrer barbarischen und kunstfeindlichen Natur seit zwei Jahrhunderten nicht geändert, ja, die Verwilderung scheint sich vermehrt zu haben, sonst müßten sie doch vor den ehrwürdigen Bauwerken des eigenen Landes, die Höhepunkte der Kunstentwicklung in Frankreich sind, Halt machen. —

Tote.

Professor Franz Bernauer †. In München entschlief am 25. Juli 1916 im Alter von 55 Jahren der Bildhauer Prof. Franz Bernauer, Lehrer an der städtischen Gewerbeschule an der Luisen-Straße daselbst. Am 25. März 1861 in München geboren, machte er seine künstlerischen Studien an der dortigen Akademie unter Hess und Eberle und schuf neben einer Reihe hervorragender plastischer Arbeiten für die Kleinkunst und neben einer Reihe lebenswahrer Büsten eine Anzahl Grabdenkmäler. Hauptwerke von ihm sind jedoch der Luitpold-Brunnen in Augsburg und der Germanen-Brunnen an der Elisen-Straße in München. Das Münchener Rathaus verdankt ihm hervorragenden bildnerischen Schmuck. —

Wettbewerbe.

Einen Wettbewerb um Entwürfe für bemalte und plastisch verzierte Majolika-Vasen, Wandteller usw. er-

läßt der „Badische Kunstgewerbe-Verein“ in Karlsruhe. Bedingungen durch die Geschäftsstelle Westend-Str. 81. —

Einen Wettbewerb betr. Entwürfe für ein Titelblatt erläßt der „Nassauische Verkehrsverband“ in Frankfurt a. M. für Künstler, die im Regierungsbezirk Wiesbaden und in den benachbarten Städten ihren Wohnsitz haben. 3 Preise von zusammen 400 M.; Ankauf nicht preisgekrönter Arbeiten. Im Preisgericht u. a. Geheimrat Prof. F. Luthmer und Prof. Cissarz. Frist: 20. Sept. 1916. —

Inhalt: Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin. — Die Franzosen und die französischen Baudenkmäler des Operations-Gebietes. — Tote. — Wettbewerbe. — Vereinsmitteilungen. —

Hierzu eine Bildbeilage: Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.

Versammlungen und Berichte.

Architekten - Verein zu Berlin. Versammlung am 7. Februar 1916. Vors.: Hr. Blunck. Anwes.: 46 Mitglieder. Hr. Dr.-Ing. Muthesius sprach über „Aufgaben der deutschen Baukunst nach dem Krieg.“

Der Vortragende ging davon aus, daß ein General-Mobilisierungsplan für das Bauwesen kaum vorbereitet werden könne, daß aber Einzelhinweise von Vorteil sein könnten.

Die Aufgabe, Zerstörtes zu ersetzen, erblickt er in Ostpreußen auf dem Weg zur befriedigenden Lösung. Für 34 000 zerstörte Bauwerke stehen 300 000 000 M. Unterstützungsgelder zur Verfügung. Die Bezirksarchitekten entwickelten erfreuliche Einmütigkeit und vermindern die Klippen nicht-verstandenen Heimatschutzes, etwa bestimmte Stilrichtungen, seien es die Backsteinbauten der Ordenszeit, sei es die Zeit um 1800 als maßgebend vorzuschreiben. Ebenso wirke die neue Bauordnung segensreich, welche nur zwei Geschosse erlaube, Kellerwohnungen verbiete und es sogar ermögliche, Dach- und Fassadengestaltungen vorzuschreiben.

Im Elsaß sei noch keine Bestandaufnahme möglich. Hier komme die Schwierigkeit hinzu, daß die Elsässer noch an keinerlei Bauordnung gewöhnt seien. Weitere umfangreiche Aufgaben entstanden vielleicht in Belgien, Polen, Kurland usw.

Weitaus bedeutungsvoller aber seien die Aufgaben aus der Vernachlässigung der Bautätigkeit während des Krieges. Vortragender erwartet einen Fehlbestand von etwa 300 000 Wohnungen nach dem Krieg und fürchtet, daß die Vernachlässigung nach dem Krieg sich bitter rächen könne. Er erinnert daran, daß nach dem Krieg 1870/71 Revolten wegen Wohnungsnot stattgefunden hätten und weist auf den ungünstigen Einfluß der Großstadt-Wohnungen für die militärische Brauchbarkeit hin. Wohnungsgestaltung sei ein Hauptmittel zur nationalen Selbsterhaltung. Die hier ansetzenden Bestrebungen erwähnt er flüchtig.

Ausführlicher schildert er den Einfluß der im Krieg neu entstandenen Gedanken über Einheitsschulen, Knaben-Handarbeit und über Fürsorge für Kriegsversehrte, die befähigt werden müßten, ihren Platz im großen Volkskörper tätig auszufüllen. Besondere Anforderung würde auch die Industrie-Umgestaltung infolge des Krieges stellen. Selbst an Aufspeicherung der Stoffe, durch deren Absperrung uns unsere Gegner vernichten wollten, müsse gedacht werden. Andere Aufgaben bringe die Ehrung der Kriegshelden. Für den Schmuck der Gräber verlangte er gute Gruppierung und einfache würdige Gestaltungen. Meist sei man auf dem rechten Weg.

Größere Gefahren erwartete er von den Kriegerdenkmälern. Die Gesinnung der Besteller sei meist die gleiche geblieben wie nach 1870. Zu befürchten sei, daß fugsame, minder befähigte Künstler die meisten Aufträge im gleichen unkünstlerischen Sinn erhielten. Der große Hindenburg und manche andere zu benagelte Figur bildeten ein warnendes Beispiel. Das Unheil könne durch das Verunstaltungsgesetz verhütet werden, nur dürfen nicht die Orts-Ausschüsse maßgebend sein, sondern besondere für Provinzen eingesetzte Künstler-Ausschüsse. Inzwischen sei der Gedanke von Eigenheimen zwar nicht als künstlerische Lösung aber doch als recht erfreulich zu begrüßen.

Erst in späterer Zeit, wenn Deutschland sich wirtschaftlich erholt habe, würden große monumentale Bauten als Ruhmeshallen und dergleichen in Frage kommen. Dann möge man sich gegenwärtig halten, daß zum Ausdruck höchster Gefühle die höchste Kunst, nicht aber die größten Massen, und das kostbarste Material erforderlich seien.

Aber auch einen anderen Ausblick eröffnete der Redner. Nach dem Krieg werde Deutschlands Weltstellung begründet sein. Die deutschen Ausstellungen zeigten Lösungen, während die ausländischen sich mit Attrappen alter Kunst begnügten. Die deutschen Kunstzeitschriften gingen vielfach ins Ausland. Besonders zwei Anzeichen aber kündigten den Sieg der Deutschen auch im Kunstgewerbe an. Die Franzosen gaben den Gedanken einer Weltausstellung für das Kunstgewerbe in Paris, den sie seit 1908 hegten, auf, nachdem 1911 das Münchener Kunstgewerbe in Paris ausgestellt hatte. Sie sahen ihre Niederlage voraus. Und England hat den Deutschen Werkbund buchstäblich nachgeahmt, um das eigene Gewerbe zu heben. Schon haben sie anerkannt, daß die Aufgabe des Büro- und Warenhauses in Deutschland restlos gelöst sei.

Unsere jetzigen Gegner fühlten, daß eine neue Kraft die alte Hohlheit der Formen verdrängen wolle und sie verschrienen den Neuling als Barbaren. Uns aber bleibe die Riesenverantwortung, die Weltstellung auch in der Architektur zu erringen.

Reicher Beifall lohnte den Redner.

In der Besprechung betonte Hr. Dr.-Ing. Stübgen, daß es Pflicht des Architekten-Vereins sei, den Behörden gegenüber zweierlei zu vertreten. Schon der bloßen Möglichkeit eines Wohnungsmangels müsse begegnet werden. 1871 seien nicht nur Baracken, sondern auch Barrikaden gebaut worden. Die Gemeinden besäßen Ländereien, die sie schleunigst für die Bebauung bereitstellen müßten. Das geplante neue Gesetz der Schätzungsämter wolle die Beileihungshöhe zwangsmäßig herabdrücken. Das sei für die jetzige Zeit gefährlich, sobald dadurch der Wohnungsbau verzögert werde.

Und betreffs der Gestaltung der Kriegerdenkmäler mögen baldigst die Ministerien darauf aufmerksam machen, daß vorher künstlerischer Rat einzuholen sei, alsdann würde kein Landrat, selbst nicht als Chef eines Kriegervereins, seine Zustimmung zu einem Kriegerdenkmal ohne Rücksicht auf die vorgesetzte Behörde geben.

Hr. Dr.-Ing. Weiß erwartet keine Wohnungsnot nach dem Krieg, da er annimmt, daß die Kriegsteilnehmer noch jahrelang in Feindesland stehen würden und daß nach den neugewonnenen Grenzgebieten eine Abwanderung des deutschen Kapitals und der Einwohner erfolgen werde. Manche ostpreussische Stadt, die als Garnison- und Grenzstadt aufgebblüht ist, werde nach dem Verschwinden dieser Eigenschaften einen Rückgang der Einwohnerzahl erleiden.

Vers. vom 21. Febr. 1916. Vorsitz.: Hr. Ad. Brandt. Die Versammlung, an der auch zahlreiche Damen teilnahmen, wurde eröffnet durch die Beurteilung einiger Vereinsaufgaben auf dem Gebiete der Architektur, der die Verlesung der Gutachten über die diesjährigen Schinkel-Preisaufgaben folgte. Daran schloß sich ein Vortrag des Hrn. Heinrich Lieck, als Gast, der über „Unsere Heimat, Wanderbilder aus der Mark Brandenburg, Rothenburg o. T., Rhein und Mosel“ sprach und seine allerdings mehr der Gesamtstimmung als den Bauten gewidmeten Ausführungen durch ganz vortreffliche, gut ausgewählte z. T. farbige Lichtbilder erläuterte.

Versammlung vom 28. Februar 1916. Vors.: Hr. Blunck.

In dieser wiederum mit Zuziehung der Vereinsdamen abgehaltenen Versammlung hielt Hr. Prof. Bruno Schulz von der Techn. Hochschule zu Charlottenburg einen überaus fesselnden und eingehenden Vortrag über „Die Tempel von Baalbek“, an deren durch das Deutsche Reich ausgeführten, vom Kaiser besonders betriebenen Ausgrabungen er persönlichen Anteil gehabt hat. Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick und einer Darstellung der örtlichen und klimatischen Verhältnisse führte Redner den Vorgang der Ausgrabungen, ihr Ergebnis und die Rekonstruktion der mächtigen Tempelbauten vor, die einst den Ruhm des alten Heliopolis begründeten.

Versammlung am 6. März 1916. Vorsitz.: Hr. Ad. Brandt, anwes. 28 Mitgl.

Der Abend wurde ausgefüllt durch einen Vortrag von Bruno Jautschus über „Betrachtungen zur Frage der Vereinheitlichung des modernen Siedelungsbildes“, die anknüpften an die eingehenderen Verhandlungen über dieses Thema in der Versammlung am 17. Januar d. J. Die geistvollen, in der bekannten scharf betonten Darstellungsweise des Redners vorgetragenen, von sorgfältig ausgewählten Lichtbildern und Skizzen erläuterten Ausführungen entziehen sich einer auszugsweisen Wiedergabe.

Versammlung am 20. März 1916. Vors.: Hr. Ad. Brandt, anw. 86 Mitglieder, einschließlich Damen.

Den Vortrag des Abends hielt Hr. Prof. Dr. Ludwig Borchardt über „Das altägyptische Wohnhaus“, nach den Ergebnissen seiner Ausgrabungen in Tell el-Amarea, den Resten der etwa 320 km südlich von Kairo am östlichen Nilufer um 1370 v. Chr. durch den König Amenophis IV. gegründeten Stadt „Horizont der Sonnenscheibe“, die der König seinem neuen Gott der Sonnenscheibe weihte, um den er die alte Hauptstadt Theben aufgegeben hatte. Lange dauerte die neue Stadt nicht. Bald nach dem Tod des Gründers, etwa um 1350 v. Chr., war die Stadt bereits vom größten Teil der Bewohner, namentlich der wohlhabenden, die in ihre alten Wohnstätten zurück kehrten, verlassen. Wirklich zerstört wurde die Stadt nicht. Sie zerfiel allmählich. Die zurückgebliebene ärmere Bevölkerung erbrach die vermauerten Türen der Häuser und baute diese nach ihren Bedürfnissen um, was bei der Beurteilung der aufgefundenen Reste zu berücksichtigen ist. Den Untergang der Häuser bewirkten die weißen Ameisen durch Zerstören des Holzwerkes, was den Einsturz der Decken verursachte. Da die Mauern aus ungebrannten Lehmsteinen errichtet waren, zerfielen auch sie, sodaß die Trümmerstätte jetzt eine niedrige Hügelgruppe in der Wüste darstellt, wie im Lichtbilde gezeigt wurde. An einer langen Reihe von Abbildungen ägyptischer Wandbilder wurde erläutert, wie nach diesen Urkunden die Straßen und Häuser und seine einzelnen Räume ausgesehen haben müßten. Die bisher nur einen kleinen Teil der Stadt umfassenden Ausgrabungen haben diese Urkunden bestätigt. Sie haben zwar noch nicht alles ganz klargestellt, es ist aber zu hoffen, daß bei den weiteren Ausgrabungen auch die letzten Zweifel noch gelöst werden. Die bisher aufgedeckten Häuser sind sehr stark übereinstimmend. Sie bestanden aus dem Wohnhaus mit sehr ähnlichen Grundrissen, dem Haus für die Dienerschaft, aus Getreidespeichern in Siloform und Backstuben, einem größeren Gemüsegarten mit einem Brunnen, der aus einer mittels Treppe zu erreichenden tiefliegenden offenen Brunnenstube und dem eigentlichen noch tiefer reichenden Brunnen gebildet wurde, und einem Vorgarten an der breiten Straße. Auch die innere Einrichtung der Räume wurde aus den Resten erkannt, selbst die Bemalung. Für den Hauptraum des Hauses, den Speisesaal, konnte sogar eine Wiederherstellungszeichnung in Farben gezeigt werden, die höchstwahrscheinlich ein getreues Bild liefert, wie die Häuser meist ausgesehen haben. Die Fußböden bestanden aus ungebrannten Lehmfliesen mit Gipsestrich, der reich bemalt wurde. Wenn die Malerei zum Teil abgelaufen war, wurden ein neuer Gipsüberzug und neue Bemalung aufgebracht, wie aufgefundenen Reste beweisen. Ein Haus, dessen Mauern noch in beträchtlicher Höhe erhalten waren, ist in alter Weise wieder hergestellt worden und hat sich beim Bewohnen während der Ausgrabungszeit als recht wohnlich erwiesen, selbst für die Ansprüche der jetzt Lebenden.

Für den außerordentlich aufschlußreichen Vortrag dankte die Versammlung mit lebhaftem Beifall.

Versammlung am 27. März 1916. Vors.: Hr. Ad. Brandt, anw. 41 Mitglieder, einschließlich Damen.

Den Vortrag hielt Hr. Dr.-Ing. Werner Lindner über „Kriegsarbeiten des deutschen Bundes für Heimatschutz mit besonderer Rücksicht auf den

Wiederaufbau Ostpreußens“. Die angekündigte Ausstellung der Zeichnungen konnte nicht stattfinden.

Der Heimatschutz hat, um Beispiele für die Gestaltung des Wiederaufbaues geben zu können, Ostpreußen bereisen lassen. Die wertvollen alten Baulichkeiten, die noch vorhanden sind, wurden sorgfältig aufgenommen, auch in den Einzelheiten. Für die Aufnahme der Geräte fehlte leider die Zeit. Später sollen auch sie berücksichtigt werden. Die Aufnahmen erstreckten sich auf Haus in Stadt und Land, Stall und Speicher, ganze Gutsgehöfte und Siedlungen. Eine umfangreiche Veröffentlichung, die auch die Fluchtlinien- und Bauordnungen berücksichtigt, ist im Werk und soll den Bauberatungsstellen und den Bauenden zugänglich gemacht werden, aber nicht, um bindende Beispiele zu geben. Ferner wird beabsichtigt, ein ähnliches Werk für Kleinsiedlungen zu schaffen und alle diese Arbeiten auch auf die Mark Brandenburg und andere deutsche Landschaften auszudehnen. Ein drittes Unternehmen des Bundes für Heimatschutz betrifft die Heldenehrung, die Gestaltung der Grabdenkmäler und Denkmäler. Auch hierfür sind aus alter und neuer Zeit mustergültige Beispiele gesammelt und in einer Ausstellung von Abbildungen in Mainz der Öffentlichkeit vorgeführt worden. Solche Ausstellungen sollen in anderen Orten wiederholt werden. Für diese Unternehmung ist die Mithilfe des Werkbundes gewonnen worden. Schließlich gab der Vortragende einen Überblick über die Bestrebungen, die der Bund für Heimatschutz in Zukunft verfolgen wird mit der Absicht, durch Heranziehen zahlreicher Mitglieder zu einer Macht heranzuwachsen. —

Versammlung am 3. April 1916. Vors.: Hr. Blunck, anwes. 53 Mitgl.

Nachdem Hr. Suadicani den Wettbewerbs-Entwurf für einen Bahnhof beurteilt hatte und als Verfasser der mit einem Vereinsandenken ausgezeichneten Arbeit Hr. Paul Werner in Neurode i. Schl. ermittelt war, hielt Hr. Kübler den angekündigten Vortrag über „Italien, der Architekten Reiseziel einst, jetzt und künftig“. Er legte die Gründe dar, die seit den Zeiten der Zimbern und Teutonen den Zug nach dem Süden veranlaßt hatten, wie namentlich aus Deutschland seit dem aufkommenden Humanismus ein immer stärker werdender Reiseverkehr nach Italien stattfand, bis er in den letzten Jahrzehnten etwas nachließ, nicht weil der Humanismus abgestorben, sondern weil er sich ausgelebt (? Die Red.) habe und in neuerer Zeit die Bestrebungen der Gebildeten sich auch auf andere Gebiete in immer verstärktem Maß richten. Der Vortragende führte seine Reise aus kurz vor Beginn des Krieges. Da ihm wenig Zeit zur Verfügung stand und er deshalb fürchtete, daß sie nicht ausreichen würde, das gesteckte Ziel zu erreichen, so fuhr er gleich hinunter bis Sizilien und reiste von da aus rückwärts, was sich sehr bewährt habe. Er schilderte die großen Eindrücke, die er gehabt, ohne auf Einzelheiten einzugehen, und da er sie in Verbindung und Beziehung brachte zu denen des größten deutschen Italienreisenden, zu Goethe, von dessen Aussprüchen er treffende Auszüge gab, so gestaltete sich der Abend zu einem sehr genußreichen, wofür die Versammlung mit großem Beifall ihren Dank abstattete. Zum Schluß seines Vortrages sprach der Vortragende die Erwartung aus, daß nach dem Krieg die Deutschen nicht nach Italien reisen würden, daß aber in späterer Zeit sich die Verbindung mit Italien doch wieder anknüpfen würde, nicht des Volkes, sondern der großen Schätze wegen, die das Land aus seiner Vergangenheit birgt, und deren befruchtende Eindrücke man nicht entbehren könne. —

Mitteuropäischer Verband akademischer Ingenieurvereine. Ueber dieses Thema sprach auf der letzten Mitglieder-Versammlung des Berliner Bezirksvereines Deutscher Diplom-Ingenieure Dr. Lang, Berlin, indem er an Hand der österreichischen Ingenieurbewegung einen zusammenfassenden Überblick gab über die zu lösenden Verbandsaufgaben. Der Vortragende ging aus von der Geschichte der Technischen Hochschule in Wien und des „Oesterr. Ingenieur- und Architekten-Vereins“, um alsdann die Fragen des Ingenieurtitels, der Regelung des selbständigen Zivil-Ingenieur-Berufes, des technischen Richters, der Patentanwälte, der Stellung der höheren Techniker in der allgemeinen Bauverwaltung und Eisenbahnverwaltung, der Ausgestaltung des Hochschulwesens, insbesondere die Einführung des Promotionsrechtes und von Groß-Laboratorien, ferner die Frage der Vertretung der höheren Techniker im Parlament sowie in der Tages- und Fachpresse ausführlich darzustellen. Der Vortrag ergab ein erfreuliches Bild von den Errungenschaften der akademischen Technikerschaft Oesterreichs. Diese Erfolge verdankten die österreichischen Ingenieure ihren auf abgeschlossener Hochschulbildung aufgebauten Berufsorganisationen und der

von diesen aufs eifrigste gepflegten Standespolitik. Der Vortragende gab der Auffassung Ausdruck, daß auch der von dem „Oesterr. Ingenieur- und Architekten-Verein“ und dem „Verband Deutscher Diplom-Ingenieure“ gegründete „Mitteleuropäische Verband akademischer Ingenieurvereine“ der Berufs- und Standespolitik eine bevorzugte Stellung einräumen müsse, denn die Technikerfrage sei schon längst nicht mehr eine Bildungsfrage, sondern eine soziale Frage. Der „Mitteleuropäische Verband“ sei zur Bearbeitung sozialer Fragen durchaus geeignet, da er sich ausschließlich aus Vereinen zusammensetze, die von ihren Mitgliedern mindestens abgeschlossene Hochschulbildung verlangen. Diese Homogenität befähige ihn, solche Aufgaben zu bearbeiten, ohne eine innere Spaltung befürchten zu müssen. Diese Arbeiten und Beschlüsse werden aber auch die erforderliche Stoßkraft besitzen, da sie von Personen des höchsten technischen Bildungsgrades herrühren. —

Münchener (oberbayerischer) Architekten- u. Ingenieur-Verein. Zu dem Versammlungsbericht vom 18. Nov. 1915 ist zu dem Vortrag des Generalkonservators Dr. Hager über „Die Schönheit Deutschlands“ Einiges nachzutragen. Wissen und Fühlen zusammen schaffen die Freude an der Schönheit deutschen Landes: diese Worte des Vortragenden charakterisierten seine Ausführungen. Das war nicht eine mühsame Abschilderung schöner Heimatbilder, die unter allen Umständen hätte lückenhaft und unzulänglich sein müssen bei der ungeheuren Ausdehnung des Themas, sondern eine Darstellung der großen Hauptzüge, in denen die Schönheit unseres Heimatlandes zu uns redet, der Mittel und Wege, durch die diese Schönheit in uns zur Heimatliebe und damit zum Wurzelboden deutscher Tatkraft wird. Daß diese Darlegungen ein Wissender gab, dem „das Suchen nach Schönheit Lebensgenuß“ ist und der kein Gebiet der Schönheits-Erscheinung — ob Stadt oder Natur, Statue oder Maschine, Kirche oder Industriebau — von seiner Liebe und seinem Verständnis ausschließt, das gab dem Vortrag die allseitige Rundung. Anscheinend zwanglos rollten sich nebenher eine Reihe herrlicher Bilder aus deutschen Landen ab — aus Rothenburg o. T., aus Limburg a. L., aus Iphofen bei Kitzingen, Dome und Dorfkirchen, Burgen und Ruinen, Canaletto Belottos, des Entdeckers deutscher Städteschönheit, wundervolle Elbstadtbilder aus dem 18. Jahrhundert —, ausklingend in Darstellungen vom Erweiterungsbau der Kirche zu Bad Steben im Frankwald von Bauamtsassessor Richard Neithardt (dem Erbauer der Heilanstalt Haar), in welchem Bau sich alte und neue deutsche Schönheit hoffnungsfroh vermählen. Der tiefgehaltvolle Vortrag erntete verdienten Beifall. —

Der Einfluß der technischen Fortschritte auf die Baukunst bildete den Gegenstand eines späteren Vortrages, den Prof. K. Hocheder hielt. Die Geschichte der Baukunst, die einleitend beleuchtet wurde, zeigt ein verschiedenartiges Verhalten der Technik und des Materials zum kunstformenden Willen. Vom Tempelstil der Griechen, der von der Konstruktion des Holzbaues auch im Stein nicht los kam, und von dem Gewölbebau der Römer, der am Architrav der Griechen festhielt, bis zu der im christlichen Mittelalter beginnenden, in der Gotik sich vollendenden Ausbildung des reinen Steinbaues und weiter bis an die Grenze der Neuzeit ist bald das Zurückbleiben des Formwillens hinter den Fortschritt der Technik (Antike), bald sein Vorseilen (Gotik), gelegentlich sogar ein feindliches Verhalten der beiden zu einander (Barock) zu beobachten. Die Neuzeit brachte nach dem Steinbau neue Materialien in Eisen, in Beton und in Eisenbeton.

In Wort und Lichtbild zeigte Hocheder hier die Wege, auf denen man versucht hat, diese neuen Baustoffe künstlerisch zu formen (Eisenbau), und die Einflüsse, die sich aus dem Material von selbst ergeben haben (Eisenbeton), dort die zunehmende Vereinfachung und Klärung des konstruktiven Gerüsts zur Erzielung einer Kunstwirkung, hier die Vereinigung der Wirkung von Eisen und Beton als natürliches Ergebnis. Der Vortragende kam zu dem Schluß, daß die technischen Neuerungen unserer Zeit ein Wachsen der Raumabmessung bringen werden und eine Wandlung unseres Proportionsgefühles dahin, daß die Breite der Bauwerke zunimmt auf Kosten der Höhe, entsprechend der Möglichkeit, große Räume flach zu überspannen. Bezüglich der Formprägung wäre zu sagen, daß die neuen Baustoffe wohl formändernd gewirkt haben, daß aber die besten Werke aus diesen Stoffen bisher diejenigen sind, welche Formenanschluß an die gewohnte Sprache von Holz und Stein behielten, wofür als abschreckendes Gegenbeispiel die Kirche St. Jean Montmartre angeführt wird, die eine reine Eisenbetonkirche auch in der Kunstform sein will. Redner schloß seinen

Vortrag mit einem Hinweis auf das Suchen des neuen Stiles. Wenn man bedenkt, wie lange der Stilausdruck des Steinbaues bis zu seiner Vollendung gebraucht hat, so brauchen wir nicht ungeduldig zu werden, zumal der Steinbau noch darin einen Vorteil hatte, der uns fehlt, daß all sein künstlerisches Streben in einem Bauzweck, in der christlichen Kirche, harmonisch vereinigt war. Der moderne Ruf nach Zweck-, Material- und Konstruktionsgerechtigkeit kann ein Weg zu dem ersehnten Stil, muß es aber nicht sein. Indes haben diese Forderungen jedenfalls das Gute, daß sie uns die Augen geöffnet haben für neuzeitliche Bedürfnisse, daß sie die Phantasie der Baukünstler vor Ausschreitungen bewahrten und eine Grundlage bilden können für einen Zeitstil. —

Nachdem Dr. Hans Karlinger-München am 2. Dezember 1915 in einem Vortrag: „Bayerische Städte; die Entwicklung der Stadt nach Grundriß und Aufbau“ an der Hand von reichem Material an Lageplänen behandelt hatte, ging er am 20. Januar 1916 im zweiten Teil seines Themas auf den „Monumentalbau und das Bürgerhaus“ ein. Damals hatte der Redner gezeigt, wie die Mehrheit der historisch weit zurück zu datierenden Städte in ihrer Anlage einer Heerstraße, einem Flußlauf folgten, sich um einen Hügelzug gruppierten oder eine Burg als Kern ihrer Weiterentwicklung wählten. Nürnberg sei hierfür ein besonders charakteristisches Beispiel, nicht minder aber auch, daß Industrie- und sonstige Interessen ein altes Stadtbild nicht zu beeinträchtigen, zu gefährden brauchen, wenn anders nur die Freude am Alten und dessen Erhaltung lebendig ist. Eigentümlich sei alten Städten die gedrungene Bauart. So habe München im 15. Jahrh. nur 90 ha Bodenfläche bedeckt, Augsburg 178, Nürnberg 138 und Straßburg 193. Heute ist die Ausdehnung dieser Städte auf das zehnfache und hundertfache gestiegen.

Im zweiten Teil seines Vortrages führte Dr. Karlinger aus, daß die Kirche, das Rat-, Zunft- und Gildehaus die Repräsentation besorgten, nur hie und da forderte eine Adels- oder Patrizierburg zu ähnlicher Beachtung heraus. Im frühen Mittelalter war die Wehrmauer mit ihren Toren und Türmen der Stolz einer Stadt, später die Hauptkirche. Das ändert sich mit der Renaissance, wo die fürstliche Residenz und das Rathaus die monumentale Führung übernehmen. Durch reicheren Fassadenschmuck macht sich aber nun auch das Bürgerhaus bereits bemerkbar. Grundsätzliche Unterschiede zeigen sich auch im inneren Ausbau, wo wir je nachdem die Steiltreppe, Diele oder die Schneckenstiege treffen.

Zahlreiche gute Lichtbilder hatten das gesprochene Wort unterstützt. —

Der Vortrag des Dr. Paul Frankl am 3. Februar d. Js. war zufolge Erkrankung des Redners ausgefallen. Am 10. Februar 1916 behandelte Dr. Freiherr v. Mackay-München das Thema: „Weltkrieg und Islam, Deutschland und die Türkei“. Den einleitenden Aufklärungen über die Türkei selbst und die sonstigen mohammedanischen Länder, ließ der Redner eine Betrachtung und Erörterung der möglichen und sogar voraussichtlichen Folgen des Anschlusses dieser Völker an die europäischen Zentralmächte folgen. Es ist der deutschen Diplomatenarbeit sicher nicht leicht geworden, nach den Jahrhunderte langen Kämpfen gegen das türkische Staatswesen dessen tief eingewurzeltes und nicht unberechtigtes Mißtrauen zu besiegen. Es war das umso schwieriger, als neben dem brutalen Gegner der Türkei, Rußland, das gelegentlich so samtplotige England mit den verführerischsten Versprechungen an den „Kranken Mann“ alles aufbot, dieses Zusammengehen zu hintertreiben. Als jedoch die Türkei die Wohltätigkeit der reorganisierenden Arbeit deutscher Militär-Instrukteure usw. am Leibe spürte, war das Mißtrauen überwunden. Grollend mußte England den deutschen Einfluß wachsen sehen, bis es zu der Katastrophe kam, die gegenwärtig mit den Waffen ausgefochten wird. Der Islam ist zurzeit über seine wahren und falschen Freunde genügend aufgeklärt. England spürt das in allen seinen von Mohammedanern bewohnten Provinzen, in Indien, Persien, Arabien usw. gährt es und mit gewaltigem Aufwand an Truppen müssen die drohenden oder bereits losgebrochenen Aufstände niedergehalten werden, die das englische Ministerium als „kleine Putsche“ hinstellt. Damit sind aber unsere erbitterten Gegner gezwungen, ihre Kräfte zu zersplittern. Lady Britannia ist heute bereits ebenso kränklich wie einst der Mann am Bosphorus. Eine Reihe Lichtbilder kleinasiatischer Städte machte den Schluß. —

Am 14. Febr. 1916 sprach der kgl. Universitäts- und Kriegsschulprof. Dr. Theodor Bitter auf über „Deutschlands östliche Grenznachbarn im Wandel der Jahrhunderte“. Dieses so weit gespannte Thema, wenn hierbei eigentlich auch nur Rußland in Betracht kam, wurde vom Redner geradezu glänzend bewältigt. Er

führte die Hörer durch die Geschichte dieses expansionslustigen und überraschend vermehrungsfähigen Volkes von seiner Einwanderung in die von den Deutschen im 6. Jahrhundert aufgegebenen Wohnsitze mit bewundernswerter Sicherheit bis auf unsere Tage herab. Bereits unter Karl dem Großen begannen die Abwehrkämpfe gegen diesen stets angriffsflustigen Volksstamm, an dem die Feindschaft der Polen, die doch gleicher Abstammung sind, eine merkwürdige Erscheinung ist. Harte Kriegsarbeit hatten die Herzöge der deutschen Ostmarken mit diesen zerstörungssüchtigen und raublustigen Horden, denen der Orden der Schwertbrüder ebenso erlag wie der der deutschen Ordensritter, zu bestehen. Die namentlich von Lübeck aus betriebene Kultivierung der südlichen Ostseeküste war eine Heraklesarbeit, die mit dem Niedergang der „Hansa“ sich als eine der Danaiden erwies insofern, als Rußland sich dort als lachender Erbe festsetzte. Auch das germanische Schweden vermochte seinen dortigen Besitzstand nicht zu halten, Rußland ging aus dem großen Krieg von 1720 als europäische Großmacht hervor. Es kam dann die Teilung Polens und Deutschland-Preußen war gezwungen, die slavisch-russische Freundschaft anzunehmen, die Bismarck äußerlich noch aufrecht erhielt, um England im Schach zu halten, obwohl der Alte vom Sachsenwald innerlich wohl auch nicht viel von jener hielt. Jetzt sehen wir, was die Händedrucke des Moskowitzers wert waren. —

J. K

Verein Deutscher Maschinen-Ingenieure. In der Versammlung am 18. Januar 1916 wurde zunächst die Vorstandswahl vollzogen und Minist.-Dir. Exz. Dr.-Ing. Wichert wieder zum 1. Vorsitzenden gewählt und zu Stellvertretern die Hrn. Geh. Reg.-Rat Riedel und Geh. Kommerz.-Rat Dr.-Ing. R. Pintsch. Es wurde dann mitgeteilt, daß dem Verein wiederum 3000 M. zu wissenschaftlichen Zwecken des Lokomotivbaues vom „Norddeutschen Lokomotiv-Verband“ überwiesen worden seien.

Dann sprach Hr. Reg.-Bmstr. Heilfron, Berlin, unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder und reichem Beifall über „Einige neue elektrische Vollbahn-Betriebe in Nordamerika“. Redner ging davon aus, daß die oft angeschnittene Frage des günstigsten Stromsystems für elektrische Bahnen auch jenseits des Ozeanes noch im Fluß ist, und besprach dann im Einzelnen die wichtigsten neuen, zumeist erst während des Weltkrieges in Betrieb genommenen amerikanischen Gleichstrom- und Wechselstrombahnen, unter Hervorhebung der dabei zu Tage getretenen neuesten Bestrebungen.

Bei den Gleichstrombahnen wurde die Entwicklung der früheren, mit niedriger Spannung (600 Volt) arbeitenden Betriebe zu solchen mit immer höherer Spannung (bis zu 3000 Volt) erörtert; so arbeitet die dem Kupfererz-Transport dienende Butte, Anaconda und Pacific-Bahn mit 2400 Volt, die Chicago, Milwaukee—St. Paul-Eisenbahn sogar mit 3000 Volt Spannung der Gleichstrom-Oberleitung. Auch die Stromzuführung durch „dritte Schiene“, wie sie ja u. a. die Berliner Hoch- und Untergrundbahn verwendet, wurde auf einer Ueberlandbahnstrecke im Staate Michigan für 2400 Volt Gleichstrom ausgebildet. Versuchsweise wird auf einem ganz neuen Ueberlandbahnbetrieb sogar 5000 Volt Gleichstrom durch eine Oberleitung zugeführt.

Unter den neuen Wechselstrombahnen ist die Elektrisierung der Norfolk—Western-Bahn im Staate West-Virginia, auf welcher hauptsächlich Kohlenzüge von ganz gewaltigem Zuggewicht elektrisch gefahren werden, besonders erwähnenswert. Hier werden sehr leistungsfähige Doppellokomotiven, die bis zu 6000 PS und darüber entwickeln können, verwendet; auf diesen Lokomotiven wird aus dem Wechselstrom, der durch die Fahrleitung zugeführt wird, in durchaus neuartiger Weise Drehstrom erzeugt, der die Motoren antreibt. Bedeutsam ist auch die Wechselstrom-Elektrisierung der Pennsylvaniabahn auf ihren vergleichigen Vorortstrecken bei Philadelphia.

Interessant ist, daß von den Amerikanern neuerdings Einrichtungen getroffen werden, um auf starken Gefällen Energie zurückzugewinnen, und zwar sowohl bei Wechselstrombahnen (Norfolk—Western) als auch bei Gleichstrombahnen (Chicago, Milwaukee—St. Paul); hierdurch wird das Bremsen auf Gefällstrecken überflüssig, wodurch die Abnutzung der Radreifen und Bremsklötze vermindert wird; auch entlastet die zurückgewonnene Energie das Kraftwerk. Zum Schluß wurde die versuchsweise Anwendung von Quecksilberdampf-Gleichrichtern im Bahnbetrieb in verschiedenen Formen — Umwandlung von Drehstrom und Wechselstrom in Gleichstrom — besprochen. Wenn erst die Versuchsergebnisse über diese neuesten elektrischen Bahnbetriebe vorliegen werden, dürften sie die weitere Klärung der Elektrisierungsfrage um einen guten Schritt weiter bringen. —



DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 64. BERLIN, DEN 9. AUGUST 1916.

Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin.

Architekt: Alexander Beer, Reg.-Baumeister in Berlin-Charlottenburg. (Schluß.) Hierzu die Abbildungen S. 338 und 339.



U m in wenigen Worten eine Raumbeschreibung der Synagoge und ihrer Einrichtung zu geben, folge eine kurze Führung durch das Gebäude. Wir treten zunächst vom Kottbuser-Ufer aus über eine breite etwa 1 m hohe Freitreppe unter den in dorischen Formen gehaltenen Säulenvorbau, der in seinen ungewöhnlich großen Verhältnissen den Maßstab für die im Hauptgebäude angewandten architektonischen Gliederungen erkennen läßt. Eine Säule hat einen mittleren Durchmesser von 1,50 m. Die Länge des Schaftes mißt 7 Durchmesser. Drei weite Eingänge an der Stirnseite des Mittelschiffes führen in das Innere. Hier nimmt uns in der Richtung der Hauptachse zunächst ein Vorraum auf, von dem links und rechts die Treppen zu den Frauen-Emporen auslaufen. Wir treten alsdann in die eigentliche Männer-Vorhalle. Ueber schweren Pfeilern spannen sich Kreuzgewölbe, die in seitlichen Nischen die Kleiderablagen enthalten. In der Hauptachse weiter schreitend gelangen wir von der Stirnseite aus in die Männer-Synagoge mit dem Blick gegen das Allerheiligste. Ein hoher weiter Raum empfängt uns. Bei Bestimmung seiner Abmessungen war darauf Rücksicht zu nehmen, daß sich in ihm an den hohen Feiertagen etwa 2000 Menschen bis zu 12 Stunden ohne Unterbrechung aufzuhalten haben. Demgemäß hat der Raum in seinem Hauptschiff eine Breite von 17,10, eine Tiefe von 23,6 m und eine Höhe von 21 m erhalten. Die kassettierte Holzdecke umspannt eine Fläche von 630 qm. Die Gesamtgrundfläche des Männeraumes beträgt 668 qm und ist zur Aufnahme von etwa 900 Plätzen bestimmt.

Die Forderung des Bauprogrammes, annähernd die gleiche Anzahl von Frauenplätzen unter Berücksichtigung der „Trennung nach Geschlechtern“ zu schaffen, bedingten die Anlagen geräumiger Emporen. Sie wurden so angeordnet, daß sie nach drei Seiten umlaufend balkonartig in den Raum sich hineinschieben und eine zweite Empore, terrassenförmig

erhöht, sich an der Stirnseite der unteren angegliedert vorlagert. In einer besonderen apsidenartigen Erweiterung des Langschiffes hat die Estrade mit dem Aufbau des Allerheiligsten ihren Platz gefunden. In wirkungsvoller Steigerung nach hinten sind nacheinander die Estrade mit dem Vorbetertisch, die Kanzel im Hintergrund, die heilige Lade, die Sänger-Empore und eine Galerie für den Orgelprospekt angeordnet. Der konstruktive Aufbau des Raumes ist in Eisen erfolgt. Er besteht aus Stützen in Form von Gitterträgern, die bis über den Scheitel der Emporenbogen emporreichen und ein Gebälk aus I-Trägern aufnehmen. Diese dienen wiederum als Auflager für die Hochwand mit den Zwergfenstern. Die Holzdecke hängt an eisernen Dachbindern. Eine übergeordnete Balkendecke mit Lehmschüttung bietet eine geeignete Isolierung gegen Witterungseinflüsse und andere äußere Beschädigungen. Zwischen diese Eisenpfeiler spannen sich nun in durchschnittlicher Weite von 5,15 m die stufenförmigen Podeste für die Emporen, die in Eisenbeton ausgeführt sind. Die Verkleidung des konstruktiven Gerippes, sowie die Gewölbe und Decken sind im Monier-System hergestellt. Die Flächen sind zum großen Teil mit Steinputz überzogen. Im übrigen hat der Raum eine reiche Ausmalung erhalten, bei der das Bestreben vorwiegend war, durch maßvolle Abtönung der Farbtöne unter Abdämpfung des einfallenden Tageslichtes eine stimmungsvolle Wirkung zu erzielen.

Der Aufbau des Allerheiligsten ist in poliertem Muschelkalk erfolgt. An ihm finden wir den Hauptschmuck des Raumes zusammengezogen. Reiche ornamentale Friese umrahmen die Tür zur heiligen Lade, die durch einen prunkvoll gestickten Vorhang noch einen besonderen Schmuck erhalten hat.

An den 4 Ecken des lang gestreckten rechteckigen Raumes sind die Treppenhäuser mit den Aufgängen zu den Frauen-Emporen angeordnet. Die am Haupteingang gelegenen führen über bequeme Stufen in eine geräumige Halle empor, die als Vorraum zu den Frauen-Emporen dient.

In dem rechten Seitenflügel finden wir um einen gemeinsamen Vorraum die Wochentags-Synagoge, einen Saal für den Jugendgottesdienst, sowie eine drei-

armige Treppe, die auf eine Empore und zur Wohnung des Pförtners führt. Im linken Seitenflügel befinden sich der Trausaal mit besonderer Vorfahrt von der Straße her, sowie über ihm, in 2 Geschossen, die Wohnung des Kastellans und ein Beratungszimmer.

Das Gebäude hatte eine Bauzeit von 3 Jahren. Die programmäßig vorgesehene Bauperiode mußte infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse, die durch den Mangel an Baumaterial und Arbeitskräften hemmend einwirkten, um mehr als ein Jahr verlängert werden.

Die Rechtstellung des bauleitenden Architekten.

Von Oberlandesgerichtsrat A. Freymuth in Hamm. (Fortsetzung aus No. 61.)

Die Schadens-Haftung des Architekten aus dem Vertrag.

Nach der Rechtsprechung muß Jedermann für Schäden, die aus der schuldhaften Verletzung des von

Die Baukosten einschließlich Ausstattung und Neben-Anlagen belaufen sich auf rund 760000 M.

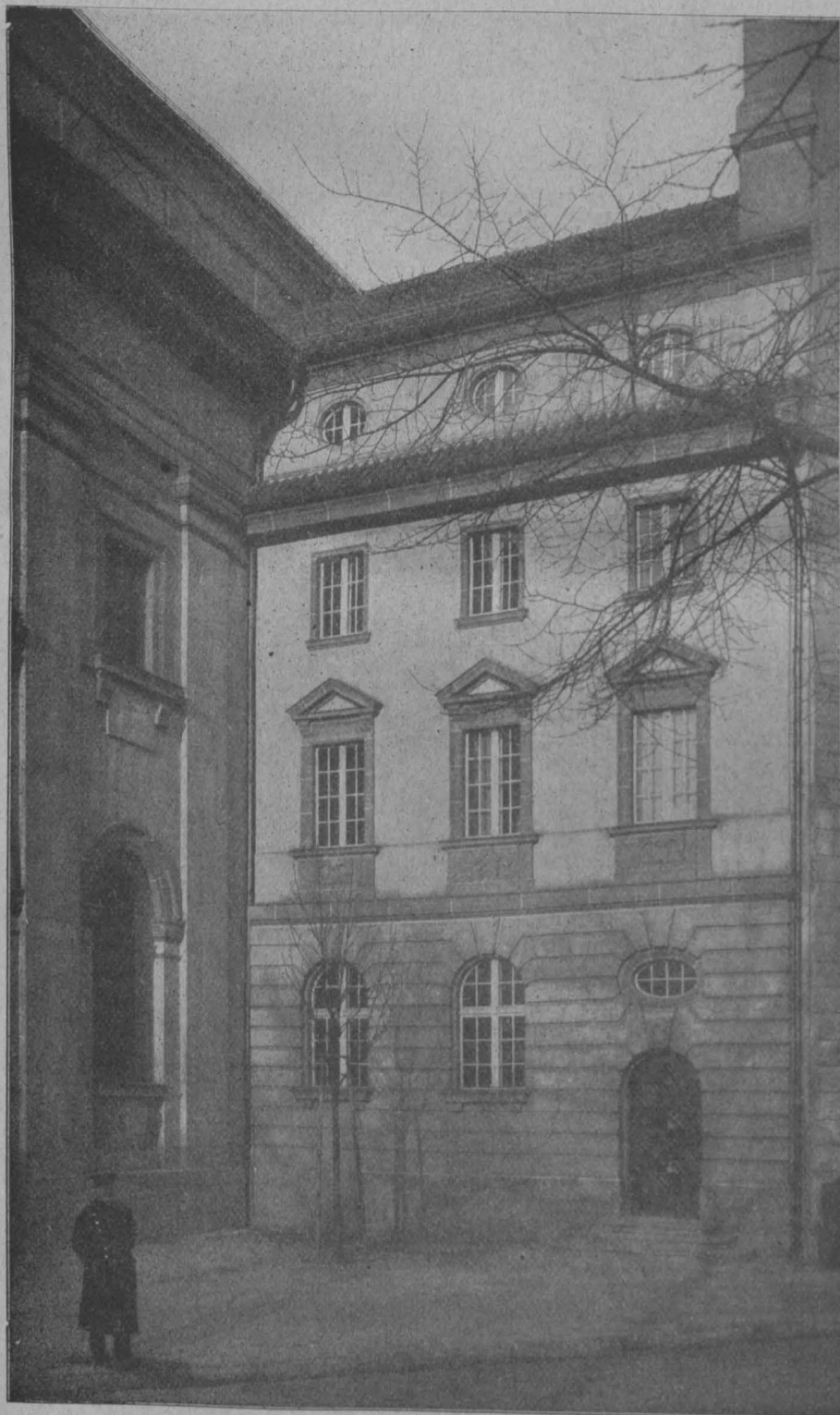
Man muß es der Bauherrin, der jüdischen Gemeinde zu Berlin, und ihren Verwaltungsbehörden anerkennen, daß sie sich entschlossen haben, den Bau auch während der Kriegsdauer unter erheblichen materiellen Opfern weiter zu führen, um den vielen am Bau beschäftigten kleinen Handwerkern und Gewerbetreibenden in dieser schweren Zeit eine gewichtige Quelle ihres Verdienstes offen zu halten. —

ihm geschlossenen Vertrages erwachsen, eintreten, d. h. dem Vertragsgegner Schadenersatz leisten. Das gilt auch für den Architekten. Eine für ihn besonders wichtige Sonderfrage ist, ob er dafür eintreten muß, daß die nach dem von ihm entworfenen Plan hergestellten Räume den baupolizeilichen Anforderungen entsprechen.

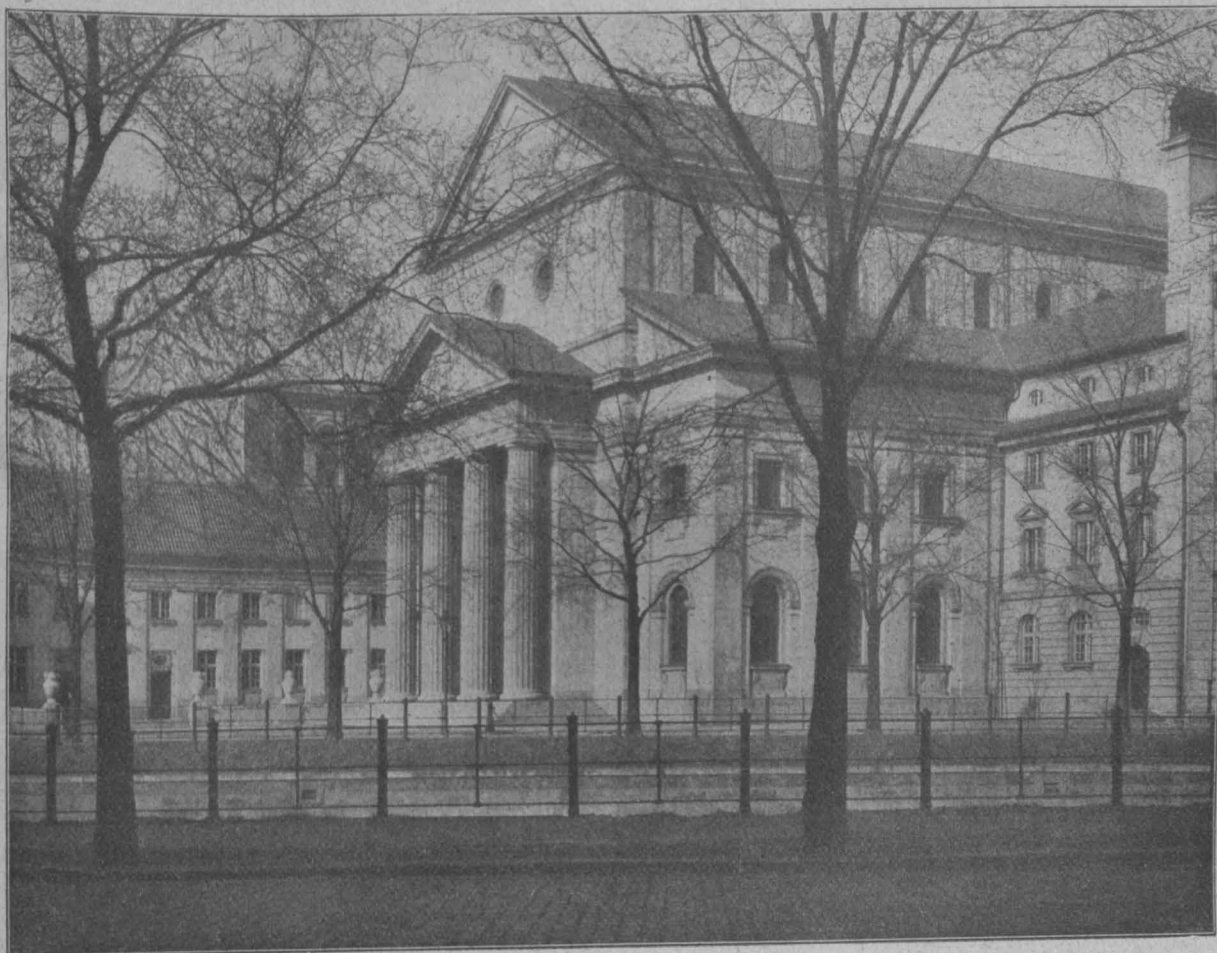
Ueber diese Frage hat sich das Reichsgericht, so weit mir bekannt, noch nicht geäußert. Wohl aber hat es sich über die Frage, ob der Bauunternehmer in solchem Fall halten muß, geäußert, und zwar in dem früher schon in anderem Zusammenhang angezogenen Urteil vom 18. Oktober 1904 (Seuffert's Archiv, Bd. 60 S. 350 und Jurist. Wochenschrift 1905 S. 20 No. 18, Senat 7). Es sei auch hier besonders bemerkt, daß keineswegs Grundsätze, die für den Bauunternehmer gelten, ohne Weiteres auch für den Architekten gelten. Immerhin scheint mir doch der folgende Gesichtspunkt auch für den Architekten anwendbar: Wenn der sachverständige Architekt dem nicht sachverständigen Besteller einen Bauplan fertigt, so kann der Besteller darauf rechnen, daß der Architekt einen durchführbaren, also auch den baupolizeilichen Anforderungen entsprechenden Plan anfertigt. Ist der Besteller selbst sachverständig oder legt er dem Architekten schon einen Plan als Grundlage vor, so kann die Verantwortlichkeit des Architekten sich vermindern. Stets ist auch zu prüfen, ob den Besteller selbst eine Schuld trifft (BGB. § 254).

Mit dem Vorbehalt also, daß das mehrerwähnte Urteil unmittelbar nur für den Bauunternehmer, für den Architekten jedoch nur mittelbar und entsprechend angewandt werden kann, sei es in den Hauptzügen mitgeteilt:

Die klagenden Eheleute hatten am 31. August 1900 dem verklagten Baumeister die Ausführung eines Wohnhaus-Neubaus auf ihrem Grundstück in Halle a. S. „nach den bereits vorhandenen, baupolizeilich genehmigten Zeichnungen und dem vom Bausekretär G. W. angefertigten Kostenanschlag“ übertragen, und der Beklagte hatte den Bau der Zeichnung entsprechend ausgeführt. Dabei war im Kellergeschoß ein Raum als Werkstatt eingerichtet worden, dessen Benutzung zur Werkstatt den baupolizeilichen Vorschriften widersprach; als die Kläger im



Trauzimmer und Kastellan-Wohnung.
Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin.



Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin. Ansichten der Gesamt-Anlage vom Kottbuser-Ufer
Architekt: Alexander Beer, Reg.-Bmstr. in Charlottenburg.

August 1902 diese Werkstatt an einen Dritten vermietet, wurde deren Benutzung polizeilich verboten. Die Kläger forderten vom Beklagten 5000 M. als Schadenersatz. Das Berufungsgericht erklärte den Anspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt. Das Reichsgericht hob das Urteil auf und wies die Sache in die Berufungs-Instanz zurück. (Urteil vom 18. Okt. 1904, Senat VII 139/04 in Seuffert's Archiv 60 S. 350, Jur. Wochenschrift 1905, S. 20 No. 18.)

Im Reichsgerichts-Urteil heißt es:

Der Unternehmer, der nicht nur die Ausführung eines Bauwerkes, sondern auch die Anfertigung der erforderlichen Pläne und Kostenanschläge übernimmt, schließt mit dem Besteller nicht einen reinen Werkvertrag, sondern auch einen Dienstvertrag*, der den Unternehmer zur Anfertigung sachgemäßer, durchführbarer, die Brauchbarkeit des Verkehrs gewährleistender Vorschläge verpflichtet. Eine ähnliche Verpflichtung des Unternehmers wird auch dann unbedenklich bejaht werden können, wenn der — nicht sachverständige — Besteller selbst einen Bauplan gefertigt hat, dessen Ausführung er dem — sachverständigen — Unternehmer übertragen will. Es entspricht der Verkehrs-Auffassung, daß in einem solchen Fall der Unternehmer die Durchführbarkeit und Brauchbarkeit des Werkes zu prüfen und etwaige Bedenken dem Besteller vorzuhalten hat. Der Besteller erwartet in solchem Fall den Rat des Unternehmers; die Verpflichtung zur Raterteilung, zur Prüfung des beabsichtigten Werkes, kann als stillschweigend vereinbart gelten. Die Haftbarmachung des Unternehmers für Verschulden bei der Erfüllung dieser Verpflichtung unterliegt keinem Bedenken. Keineswegs unzweifelhaft ist aber die Entscheidung, wenn der Besteller eines bereits genau bestimmten und beschriebenen Werkes selbst sachverständig ist, oder wenn er sich die Pläne und Beschreibungen von einem anderen Sachverständigen hat anfertigen lassen. Das Berufungsgericht will es anscheinend als Rechtsgrundsatz aussprechen, daß der Unternehmer auch in diesem Fall dafür zu sorgen habe, daß der Bau zu den Zwecken verwendbar sei, zu denen ihn der Besteller verwenden will. Das geht zu weit und kann insbesondere dann nicht gebilligt werden, wenn das entgegen stehende Hindernis nicht unüberwindlich ist, sondern durch behördlichen Dispens beseitigt werden kann. Im vorliegenden Fall nun hatten sich die Kläger einen Bauplan und Kostenvoranschlag von einem Baumeister, dem sie die Bauausführung übertragen wollten, dem Bruder des Bausekretärs W., anfertigen lassen. Der Bausekretär W., der diese Arbeiten machte, hat das im Auftrag und für Rechnung seines Bruders getan, der letztere ist von den Klägern hierfür bezahlt worden. Es hatten also zwei Sachverständige an den Plänen gearbeitet. Die Pläne waren auch baupolizeilich genehmigt; daß die Werkstatt in dem Kellerraum beanstandet sei, war aus der dem Beklagten vorgelegten Zeichnung, nach der er den Bau auszuführen übernahm, nicht ersichtlich. War wegen der zu tiefen Lage der Werkstatt Dispens erteilt, dann stand der Bauausführung nicht nur, sondern auch der Erreichung der von den Klägern erstrebten Verwendung des Werkstatttraumes nichts im Weg. Es wird also nur darauf ankommen, ob nach der Sachlage der Beklagte verpflichtet war, nachzufragen, ob hinsichtlich des Werkstatttraumes Dispens erteilt sei. —

Die fristlose Kündigung.

Nach § 626 BGB. kann das Dienstverhältnis von jedem Teil „ohne Kündigungsfrist gekündigt“ (d. h. sofort aufgelöst werden), wenn „ein wichtiger Grund vorliegt“.

Nach § 627 Abs. 1 ist aber die sofortige Kündigung schlechthin — also auch wenn kein wichtiger Grund vorliegt — dann zulässig, wenn der Dienstverpflichtete, der in keinem dauernden Dienstverhältnis mit festen Bezügen steht, „Dienste höherer Art, die auf Grund besonderen Vertrauens übertragen zu werden pflegen“, zu leisten hat. Das Reichsgericht hat im Urteil vom 15. April 1913, Senat 3, 373/12 III, Jur. Wochenschrift 1913 S. 920 No. 7 den folgenden Fall entschieden:

Der Beklagte hatte der handelsgesetzlich eingetragenen Architektenfirma S. & A. die Entwürfe für den Bau einer Villa sowie die Oberleitung des Baues nach der sogenannten Hamburger Norm übertragen. Später entzog er der jetzt klagenden Firma die Leitung der Ausführung des Innenbaues und suchte die Befugnis zu dieser

Kündigung, zu der ein wichtiger Grund nicht vorlag, aus § 627 BGB. herzuleiten.**) Das Oberlandesgericht in München hat § 627 für unanwendbar erklärt. Der Bauherr legte Revision ein. Das Reichsgericht hat seine Revision zurückgewiesen und erklärt:

Das freie von der Voraussetzung des § 626 BGB. unabhängige Kündigungsrecht des § 627 ist nur bei solchen Dienstverhältnissen gegeben, welche Dienste höherer Art zum Gegenstand haben, die auf Grund besonderen Vertrauens übertragen zu werden pflegen. Es genügt also nicht, daß die Dienste eine besondere Fachkenntnis, Kunstfertigkeit oder wissenschaftliche Bildung voraussetzen, und daß sie regelmäßig nur solchen Personen übertragen zu werden pflegen, die im Besitz dieser Eigenschaften sind, oder bei denen doch diese Eigenschaften erwartet werden. Denn das würde für alle Dienste höherer Art gelten. Es muß vielmehr hinzukommen, daß die Dienste im Allgemeinen, ihrer Art nach, nur zufolge besonderen Vertrauens übertragen zu werden pflegen; ob im Einzelfall die Uebertragung der Dienste auf Grund eines solchen besonderen Vertrauens erfolgte, ist dagegen unerheblich. Mit diesem Erfordernis der Uebertragung auf Grund besonderen Vertrauens ist auf ein persönliches Verhältnis zwischen dem Dienstberechtigten und dem Dienstverpflichteten hingewiesen. Ein solches persönliches Vertrauensverhältnis aber ist im Allgemeinen für die Wahl des Architekten auch dann nicht bestimmend, wenn es sich um einen künstlerisch auszuführenden Bau einschließlich des inneren Ausbaues handelt. Der Bauherr wird die technische und künstlerische Befähigung des Architekten und dessen geschäftlichen Ruf prüfen, sowohl wenn er ihm nur die Anfertigung der Entwürfe und die Bauleitung durch einen Dienstvertrag, als wenn er ihm die Gesamtausführung des Baues durch einen Werkvertrag überträgt. In besondere persönliche Beziehungen aber, wie sie sich regelmäßig zwischen dem Arzt, dem Lehrer und dem Rechtsanwalt, deren Dienste bei den Beratungen des bürgerlichen Gesetzbuches besonders genannt sind, und ihren Auftraggebern zu entwickeln pflegen, tritt der Bauherr unter heutigen Verhältnissen zu dem bauleitenden Architekten im Allgemeinen ebensowenig, wie zu dem bauausführenden. Regelmäßig bedienen sich heute die namhaften Architekten, auch solche, welche sich mit der Bauausführung nicht befassen, technisch und künstlerisch geschulter Gehilfen, sodaß die Regel des § 613, Satz 1, BGB., daß der Verpflichtete die Dienste in Person zu leisten hat, für sie vielfach nicht zutreffen wird. So hat auch im vorliegenden Fall die Klägerin, eine im Handelsregister eingetragene Architektenfirma, unter Zustimmung des Beklagten die Dienste, soweit sie sie überhaupt geleistet hat, im Wesentlichen durch einen ihrer Angestellten ausführen lassen. Danach ist die Bestimmung des § 627 BGB. auf das Verhältnis zwischen dem Bauherrn und dem bauleitenden Architekten für unanwendbar zu achten. Ihre Anwendung würde auch zu schweren wirtschaftlichen Nachteilen für denjenigen Vertragsteil, dem gekündigt wird, führen. Der Architekt, der regelmäßig zur dauernden Annahme von Hilfskräften genötigt ist, würde durch die Zulassung einer willkürlichen Kündigung seitens des Bauherrn leicht in die Lage kommen, diese Hilfskräfte bezahlen zu müssen, ohne eine Verwendung für sie zu haben. Der Bauherr anderseits würde zwar durch § 627, Abs. 2, BGB. gegen eine unzeitige willkürliche Kündigung geschützt sein; ***) aber auch eine Kündigung, die so erfolgt, daß der Bauherr die Dienste anderweit beschaffen kann, würde ihm durch den Eintritt eines neuen Bauleiters während des Laufes des Baues erhebliche Schwierigkeiten bereiten und regelmäßig Mehrkosten verursachen. Es liegt also die Anerkennung des freien Kündigungsrechtes auch keineswegs im allgemeinen Interesse des Bauherrn. Eine sachgemäße Handhabung des § 626 BGB. wird die Interessen beider Teile in ausreichender Weise wahren. —

Nach dieser Entscheidung des Reichsgerichtes liegt die Sache also so, daß der Architekt, dem der Bauherr kündigt, ohne daß ein wichtiger Grund vorliegt, die volle vereinbarte Vergütung fordern kann, und zwar ohne zur Nachleistung verpflichtet zu sein. Nur muß er sich das anrechnen lassen, was er infolge des Unterbleibens der Dienstleistung erspart oder durch anderweitige Verwendung seiner Dienste erwirbt oder zu erwerben böswillig unterläßt. Das ergibt sich aus § 615 BGB. Näher kann hierauf nicht eingegangen werden. — (Fortsetzung folgt).

Inhalt: Die Neubauten der Synagoge am Kottbuser-Ufer in Berlin. — Die Rechtstellung des bauleitenden Architekten. (Fortsetzung.) —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.

*) Wie oben bemerkt, ist die Rechtsansicht, daß der auf Schaffung des Bauplanes gerichtete Vertrag ein Dienstvertrag sei, nicht als zutreffend zu erachten. Das berührt aber die Richtigkeit der Schlußfolgerungen des Reichsgerichtes nicht. Diese Schlußfolgerungen sind sowohl für den Dienstvertrag wie für den Werkvertrag richtig.

**) Beachtenswert ist, daß das Reichsgericht auf den Vertrag, obwohl er, soweit die Anfertigung der Entwürfe für den Bau in Frage steht, ein Werkvertrag ist, die nur für den Dienstvertrag geltenden Vorschriften der §§ 626, 627 BGB. anwendet. Vergl. meine Erörterungen dazu vorn.

***) Nach § 627 Abs. 2 muß der Dienstverpflichtete, wenn er zur Unzeit kündigt, dem Vertragsgegner Schadenersatz leisten.



DAS SACHSISCHE
 HAUS DER WERK-
 BUND-AUSSTEL-
 LUNG IN KOELN A.
 RHEIN. ARCHITEK-
 TEN: LOSSOW UND
 KUEHNE IN DRES-
 DEN. * ANSICHT
 DES MITTELBAUES.
 ≡ DEUTSCHE ≡
 ** BAUZEITUNG **
 50. JAHRGANG 1916.
 * * * NO. 65. * * *



DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 65. BERLIN, DEN 12. AUGUST 1916.

Das Sächsische Haus auf der Werkbund-Ausstellung 1914 in Köln am Rhein.

Architekten: Lossow & Kühne in Dresden.

Hierzu eine Bildbeilage, sowie die Abbildungen S. 343.

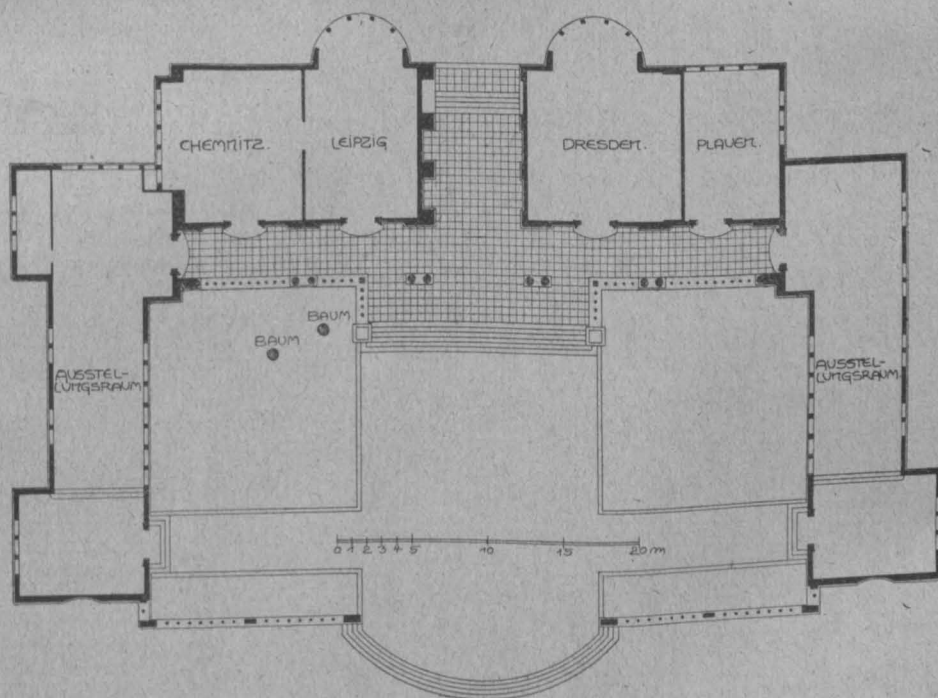


ier Wochen etwa hatte die nur mit großen Mühen und keineswegs auch nur annähernd vollständig fertig gestellte Ausstellung des „Deutschen Werkbundes“ in Köln gewährt, als unerwartet der Krieg ausbrach. Es war des Bundes erste große, öffentliche Ausstellung, die mit ungeheurer Reklame vorbereitet worden war

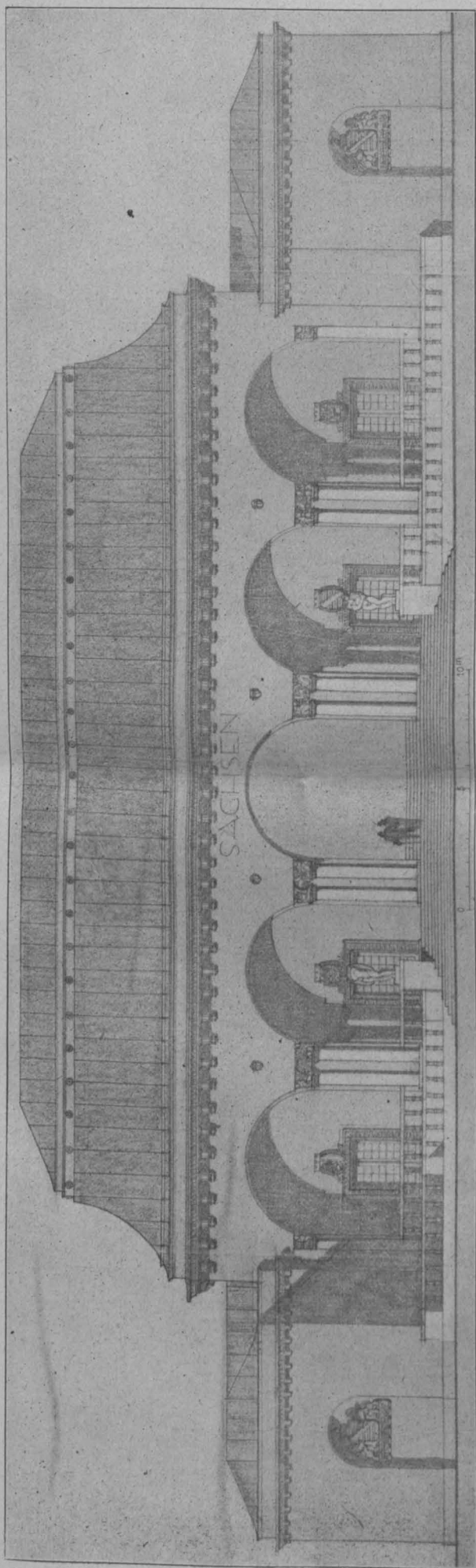
und „deren stolzes Plakat“, wie ein Schriftsteller zur vorzeitigen Eröffnung schrieb, „man in ganz Europa bishinunter nach Palermo und hinauf nach Stavanger finden konnte.“ „Man gab sich“, wie der gleiche Schriftsteller ausführte, „wieder einmal den stolzen Hoffnungen hin und dachte sich: Es ist doch eine Lust, in Deutschland zu leben, wo alles nach vorwärts drängt in der Kunst und in der Religion, wo wir den Stil des zwanzigsten Jahrhunderts finden und ausbauen werden und wo die Bürger und Künstler sich zu einem alle beglückenden Zukunftsbund zusammenschließen wollen.“ Wie man weiß, drohte die Ausstellung zu einer Niederlage der deutschen Kunst zu werden, die nur der Ausbruch des Krieges verhinderte. Das Ausstellungsgut an sich, die Werke der Kleinkunst, berühren uns an dieser Stelle nicht.

Das Architektonische aber war zu einem großen Teil so mittelmäßig, so gesucht und unreif, so reklamehaft und nur neuerungssüchtig, daß es an dem Rückgang seinen vollen Anteil hatte. Und doch war, nach dem Vorwort des amtlichen Kataloges, eine „rastlos arbeitende Jury bemüht, bei allen Anmeldungen zur

Ausstellung einen hohen Maßstab anzulegen und alles zurück zu weisen, was sich nicht dem Grundgedanken der Ausstellung, eine Qualitätsschau zu sein, einfügt.“ Man lebte der Hoffnung, „in weitesten Kreisen des deutschen Volkes, namentlich auch dem Auslande eindringlich vor Augen zu führen, zu welcher hoher Blüte sich deutscher Kunstfleiß und deutsche Industrie emporgeschwungen haben.“ Glücklicherweise sieht der wirkliche deutsche Kunstfleiß besser aus, als die Ausstellung ihn zeigte, deren bester Teil mit in den Häusern ruhte, die einzelne Staaten, Länder und Städte für sich selbst errichtet



hatten. Zu diesem kleinen Kreis von Sonder-Ausstellungsgebäuden gehörte neben dem Oesterreichischen, dem Kölnischen, dem Bremen-Oldenburgischen Haus auch das hier dargestellte Sächsische. Das Sächsische Haus lag rechts vor dem Hauptgebäude, vor dem Teehaus der Bastion. Es war mit



Das Sächsische Haus. Geometrische Hauptansicht.

Unterstützung der sächsischen Staatsregierung und der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz und Plauen i. V. erbaut von den Architekten Lossow & Kühne in Dresden. Es hatte Γ -förmige Anlage und öffnete die offene Seite gegen den Hauptplatz der Gesamtausstellung. Es enthielt vier Ausstellungsräume der genannten Städte im mittleren Hauptbau, und in zwei seitlichen Flügelbauten die allgemeine Abteilung. Dem Hauptbau legte sich eine fünfteilige Bogenhalle auf Doppelstützenstellung vor, ein hohes Mansarddach schloß ihn ab. Die Flügelbauten waren niedriger in der Höhe, bescheidener in den Öffnungen und mit flachem Dach abgedeckt; der Mittelbau überragte und beherrschte somit die Baugruppe. Eine Balustrade schloß den über mehrere Stufen erhöhten, mit freirunder Plastik geschmückten Ehrenhof ab. Am bildnerischen Schmuck des Hauses war Dir. Prof. Karl Groß in Dresden beteiligt. Man sagte nicht mit Unrecht von diesem Hause, es lege großen Nachdruck auf Repräsentation. Namentlich der Raum der Stadt Dresden versetzte uns mit seinen Spiegelwänden, Marmorsäulen und dem kassettierten Gewölbe in ein Fürstenschloß. Dieser Raum sollte die Förderung von Kunst, Gewerbe und Handel durch die Haupt- und Residenzstadt Sachsens darstellen. Der Raum der Stadt Leipzig war als Sitzungszimmer gedacht und mit Arbeiten von Leipziger Künstlern und Kunsthandwerkern ausgestattet. Die Räume der Städte Chemnitz und Plauen waren der Textil-, der Gardinen- und der Spitzenindustrie gewidmet.

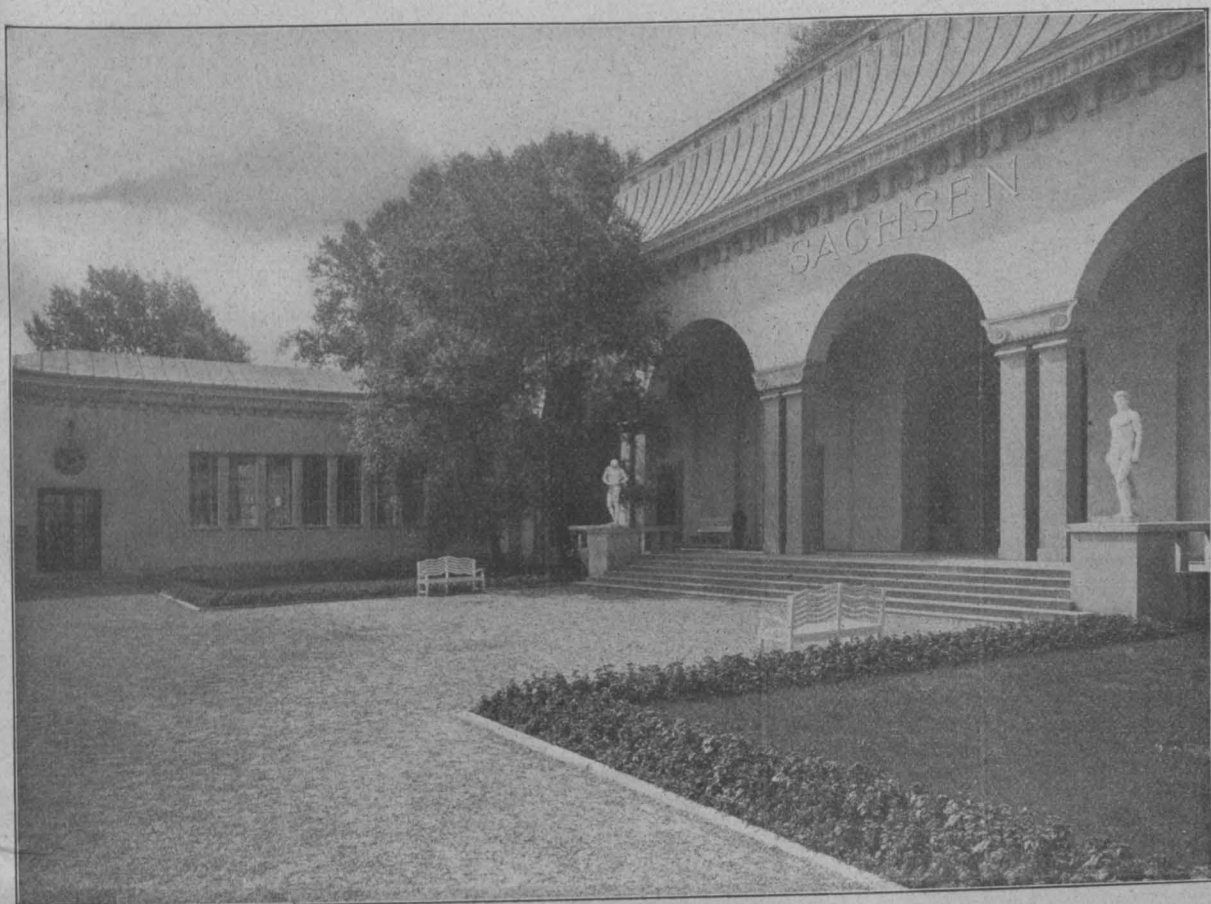
Das Sächsische Haus gehörte mit einigen wenigen anderen geschlossenen Ausstellungsgruppen und im Gegensatz zum Gesamt-Charakter der Ausstellung zu denjenigen ihrer Teile, die eine gewisse Gewähr dafür boten, daß, wie man sagte, der Werkbund „nicht den Namen eines großen geistigen Bundes verloren“ hat und aufhört, „eine Hoffnung zu sein und zu bleiben.“ Man darf es wohl sagen: die Arbeit für die Ausstellung war der Leitung über den Kopf gewachsen; der Enthusiasmus, die Grenzen der Kraft zu wenig nüchtern würdigend, dehnte die Grenzen der Ausstellung zu weit und so entstand anstelle eines Werkes, das in der Beschränkung auf die Hälfte des Umfanges und unter der doppelten Schärfe der Sichtung etwas Gutes, ja etwas Förderndes hätte leisten können, etwas, das in seiner unharmonischen Form, in seinen ultraradikalen Grundsätzen nicht selten feiner empfindende Naturen verletzte und in den meisten Teilen die ruhige Erwägung, die tiefe Ueberlegung, das geschlossene Zusammenarbeiten vermissen ließ. So war der Eindruck auf das deutsche Inland, das die Ausstellung immerhin noch mit zustimmendem Wohlwollen betrat. Anders jedoch war die Wirkung vor den schärferen und unerbittlicheren Blicken im Ausland. Hier hat diese Ausstellung der deutschen Kunst wenig genützt. Das Aufdringliche wurde gewürdigt, wie es ihm zukommt, die wenigen guten Keime wurden nicht erkannt. Es wird nach dem Krieg vieler ehrlicher Arbeit stiller und ernster Menschen bedürfen, um die Nachteile dieser Ausstellung wieder gut zu machen. —

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag von Franz Schwechten.

Am heutigen 12. August vollendet Franz Schwechten in seltener körperlicher und geistiger Frische 75 Jahre eines arbeits- und erfolgreichen Lebens. Die Gnade, die das Schicksal dem Meister erweist, ist meist eine nur vereinzelte, wenn wir auch das Glück haben, daß sie in der Gegenwart mehreren noch lebenden Angehörigen der Baukunst zuteil geworden ist.

Franz Schwechten wurde als Sohn des Landgerichtsrates Heinrich Schwechten am 12. August 1841 in Köln a. Rh. geboren. Er machte seine allgemein-wissenschaftlichen Studien auf dem Friedrich Wilhelm-Gymnasium seiner Vaterstadt und trat nach abgelegtem Abiturienten-Examen als „Eleve“ beim damaligen Stadtbaumeister von Köln, Julius Raschdorff, ein. Es war die Zeit, in der in der städtischen Verwaltung Köln's eine lebhafte Bau-

tätigkeit herrschte, in der namentlich der von 1855—1860 erfolgte Umbau des Gürzenich, „das groisse köstliche Dantzhuys“, das in der Mitte des 15. Jahrh. errichtet wurde, sowie von 1855 ab die Umbauten des Rathauses, des Juweles der Profanarchitektur Köln's im Mittelpunkt der Bautätigkeit standen. Hier und an anderen der zahlreichen Arbeiten Raschdorffs fand das Gemüt des jungen Schwechten reiche Anregungen aus der Welt der mittelalterlichen und nach-



Das Sächsische Haus auf der Werkbund-Ausstellung 1914 in Köln a. Rh. Architekten: Lossow & Kühne in Dresden.
12. August 1916.

mittelalterlichen Kunst der Rheinlande. Nach Ablegung des Elevenjahres ging Schwechten nach Berlin, um in den Jahren 1861—1863 hier unter Böttcher, Spielberg und Adler seine Studien zu betreiben. Nach Abschluß dieser Studien arbeitete er einige Zeit in den Ateliers von August Stüler und Martin Gropius in Berlin, später bei H. Pflaume in Köln und leitete in den Jahren 1865—1867 in seiner Geburtsstadt verschiedene Bauten. Schon im Jahre 1864 war er in den „Architekten-Verein“ zu Berlin eingetreten und beteiligte sich hier an den Wettbewerben um den Schinkelpreis, den er 1868 mit einem Entwurf für ein Parlamentshaus für Preußen gewann. Der Preis versetzte ihn in die Lage, in den Jahren 1869 und 1870 Italien zu bereisen. Der deutsch-französische Krieg führte ihn in die Heimat zurück und nachdem er inzwischen noch das Baumeister-Examen abgelegt hatte, wurde er nach Abschluß des Krieges 1871 zum Chef der Hochbauten der Berlin-Anhaltischen Eisenbahngesellschaft ernannt. Er entwickelte als solcher bis 1882 eine fruchtbare Tätigkeit, aus der als sein Hauptwerk der klassische Backsteinbau des Anhalter Bahnhofes am Askanischen Platz in Berlin hervorgegangen ist. Es ist ein monumentales Werk von großem Gleichmaß, ein Werk, das den Charakter wirklicher Monumentalität trägt, bei seiner Entstehung berechtigtes Aufsehen erregte und nach allen stilstürzenden Bestrebungen der Gegenwart noch heute seine Stellung fest behauptet. In den Jahren 1880—1883 entstand der Neubau der Kriegsakademie in der Dorotheen-Straße in Berlin, bald darauf errichtete er das Industriegebäude in der Beuth-Straße in Berlin (1886), das später durch einen großen Festsaal nach dem Entwurf Schwechtens bereichert wurde. In die gleiche Zeit fällt der Neubau der Grätzel'schen Bierhallen zwischen Beuth- und Kommandanten-Straße in Berlin, ein innerer Teil des Industriegebäudes.

1888 wurde Schwechten zum kgl. Baurat ernannt. Das Dienstgebäude für den Kreis Teltow (1890—91) mit seiner späteren Erweiterung, beide an der Viktoria-Str. in Berlin gelegen, eröffnete einen größeren Kreis von Kreisständehäusern, darunter das für den Kreis Niederbarnim am Prinz Friedrich Karl-Ufer. Nunmehr geht Schwechten auch zu kirchlichen Bauten über: von 1893—1895 errichtet er die Apostel Paulus-Kirche am Prinz Heinrich-Platz in Schöneberg als ein Werk im Stil des märkischen Backsteinbaues. Ihr folgt als sein Hauptwerk, wenngleich nicht als sein bedeutendstes, die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche am Auguste Viktoria-Platz in Charlottenburg, die 1895 in ihren Hauptteilen, wenn auch nicht in ihrem inneren Schmuck, der in den Jahren nachher entsteht, vollendet wurde. Sie ist in Haustein in den Formen des romanischen Stiles der Rheinlande gehalten und soll mit den beiden ihr gegenüber gelegenen Profanbauten, die durch Schwechten den gleichen Stil und das gleiche Material erhalten haben, das Romanische Haus und das Romanische Kaffee, eine einheitliche Baugruppe bilden und an dem unglücklichen Sternpunkt, an dem die Kirche steht, retten, was nicht mehr zu retten ist. Das Gymnasium in Wittenberg, die Simeons-Kirche in der Wassertor-Straße zu Berlin, die Genezareth-Kirche in Neukölln sind Bauten, die der Richtung folgen, die in der Schöneberger Apostel Paulus-Kirche angeschlagen wurde, während die Erlöser-Kirche in Homburg wiederum auf den Spuren der Berliner Gedächtniskirche wandelt. An römische Vorbilder schließt sich die von Schwechten erbaute Kirche der evangelischen Gemeinde in Rom an. Bis in das Jahr 1888 gehen die Anfänge im Konzertsaalbau zurück. In diesem Jahre entstand durch Schwechten der alte Teil der Philharmonie in der Bernburger-Straße in Berlin, mit dem heute noch fast unberührt erhaltenen großen Konzertsaal, der mehr als 2500 Besucher faßt. In geringerer Größe entstand in der Link-Straße in Berlin der Bechstein-Saal, während er in Stettin das Konzerthaus errichtete. Bauwerke für das Wirtsgewerbe begannen 1891 mit dem Saalbau der Schult-

heiß-Brauerei an der Schönhauser-Allee in Berlin und fanden bis jetzt ihren Abschluß durch das Kaffeehaus Piccadilly (jetzt Vaterland) am Potsdamer-Platz in Berlin, ein durch Ausnutzung und Größe der Anlage des Konzert- und Kaffeesaales ausgezeichnetes Gebäude. Außerhalb Berlins fand, soweit nicht schon genannt, Schwechten gleichfalls ausgebreitete Tätigkeit in der Kirche in Steinach in Sachsen-Meiningen, in dem herzoglichen Mausoleum in Dessau, in der Kriegsschule auf dem Brauhausberg vor Potsdam, namentlich aber in den Bauten für Posen, wo er das Residenzschloß nach seinen Plänen errichtete und auch die Entwürfe anfertigte für das Gebäude der Oberpostdirektion und für das Landschaftsgebäude. Das Gebiet des Denkmalbaues betrat er mit dem Kaiser Wilhelm-Turm im Grunewald bei Berlin und dem Quistorp-Gedächtnisturm in Stettin. Mit am erfolgreichsten war er in seiner Tätigkeit für den Brückenbau. Die Architektur für die Kaiser Wilhelm-Brücke bei Mainz und für die beiden neuen Rheinbrücken zwischen Köln und Deutz, zählt zum Besten und Phantasievollsten seiner baukünstlerischen Tätigkeit und schließt an alte Werke seiner rheinischen Heimat an.

An zahlreichen Wettbewerben war Schwechten mit wechselndem Glück beteiligt, stets jedoch nur bei großen Aufgaben. In noch zahlreicheren Fällen war er Preisrichter. Im Jahre 1902 wurde der Jubilar zum Vorsteher eines Meisterateliers an der kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Charlottenburg für antike und von der Antike abgeleitete Stilarten ernannt, ein Lehramt, daß er heute noch ausübt. 1904 wurde er Geheimer Baurat, 1906 Professor. Schwechten ist ordentliches Mitglied und Senator der kgl. Akademie der Künste zu Berlin und zur Zeit deren Präsident; zugleich ist er ordentliches Mitglied der kgl. Akademie des Bauwesens.

Das ist das reiche Lebenswerk eines mit Ehren ebenso reich bedachten Fünfundsechzigjährigen, das keineswegs schon einen Abschluß hat. Denn frisch und ungebeugt in der Schaffenskraft und Schaffenslust schreitet Franz Schwechten über die Schwelle des Psalmistenalters zum Patriarchenalter hin.

Welches nun ist die Stellung Schwechtens in der Baukunst der Gegenwart? Diese ist nicht unangefochten geblieben, wengleich Gründe bei dem Gegensatz vereinzelt mitsprachen, die im Interesse der Lauterkeit der Kunstbetrachtung niemals mitsprechen dürfen. Die Kunst Schwechtens ist das Ergebnis aus Umwelt und künstlerischer Erziehung, die beide bei ihm in Gegensätzen zu einander stehen wie Antike und Mittelalter. Die Eindrücke der Umwelt wirkten auf die Jugend des Jubilares in Köln, in den Rheinlanden und unter Julius Raschdorff. Das Romanische mehr und anders als das Gotische. Seine Natur, seine Persönlichkeit, sein Temperament sind dem Romanischen zugetan, das er mit Vorliebe an seinen reichsten Quellen, in den rheinischen Gotteshäusern, in Süd-Frankreich und Ober-Italien, namentlich Verona aufsucht. Beim Innenbau greift er zugleich auf das byzantinische und auch sarazenische zurück. Das sind die künstlerischen Äußerungen seiner zweiten Lebenshälfte, die wieder zu den natürlichen Ausgangspunkten seiner Jugend-Eindrücke zurück geht. Diese werden eine Zeit lang verdrängt von den Einflüssen der Berliner Umwelt, der Bau-Akademie, der Antike und, einmal in Berlin, wird der Romantiker in Empfindung und Denkungsart, der Sohn der Rheinlande, zum Lehrer berufen für die Antike und die von der Antike abgeleiteten Stilarten, um zu gleicher Zeit seine besten Werke im romanischen Stil zu schaffen. So widerspruchsvoll ist bisweilen das Schicksal. Franz Schwechten aber bekümmert das in der stets an ihm wahrgenommenen heiteren Ruhe nicht. Er geht unentwegt seine Bahn und wird auch jenseits der Schwelle der Fünfundsechzig seine Kunst noch lange Jahre und mit ungebrochener Kraft üben. Das walte Gott! —

— H. —

Wettbewerbe.

Einen Wettbewerb um Ersatz-Türklinken veröffentlicht die amtliche „Wiener Zeitung“ als eine Ausschreibung des österreichischen Handelsministeriums. Das Wettbewerbs-Ausschreiben erstrebt Konstruktions-Entwürfe für Ersatz-Türklinken und Ersatzschilder anstelle der aus Kupfer, Messing, Rotguß oder Bronze bestehenden Türbeschläge, deren Austausch für die Zwecke der Heeresverwaltung hiermit vorbereitet werden soll. Die Ersatzklinken, an deren Erfindung sich Jeder beteiligen kann, müssen eine einfache Konstruktion aufweisen, sodaß sie sich an Türen und Toren beliebiger Stärke unter Verwendung ungelernter Hilfsarbeiter in kürzester Zeit dauerhaft anbringen lassen. Die Entwürfe (zeichnerische Darstellung) mit möglichst einem gebrauchsfähigen Muster müssen bis

20. August 1916 beim k. k. Handelsministerium in Wien eingereicht sein. Die Entscheidung über die Zulassung einer bestimmten Konstruktion beim Austausch der Türbeschläge wird vom Handelsministerium auf Grund eines Gutachtens einer Kommission von Fachmännern getroffen. Der Sieg im Wettbewerb besteht im Abschluß eines Lieferungsvertrages über die eisernen Türbeschlag-Ersatzteile mit dem Einreicher des besten Entwurfes. —

Inhalt: Das Sächsische Haus auf der Werkbund-Ausstellung 1914 in Köln am Rhein. — Zum fünfundsechzigsten Geburtstag von Franz Schwechten. — Wettbewerbe. —

Bildbeilage: Das Sächsische Haus auf der Werkbund-Ausstellung 1914 in Köln am Rhein.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



NIEDERBAVERN

DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 66. BERLIN, DEN 16. AUGUST 1916.

Wo sind die Wurzeln zur Hebung der volkstümlichen Bauweise?

Ein Beitrag zur Entwicklung der Bauhandwerkerschulen.

Von Regierungs-Baumeister H. Sörgel in München.

Der Krieg hat der allgemeinen Bautätigkeit starke Hemmungen auferlegt; mancher Betrieb hofft auf ein um so ergiebigeres Arbeitsfeld nach Friedensschluß. Durch die lange Pause in der Bautätigkeit, durch den zu erwartenden Zuzug zur Stadt und die vielen Veränderungen der Wohnungsverhältnisse werden auch sicher umfassende Aufträge von den Baumeistern des Landes zu bewältigen sein. Ein Vergleich mit der schlechten Bauweise nach dem Krieg der Jahre 1870/71 liegt hier nahe.

Die heutige Zeit verfügt über ein sehr tüchtiges Techniker-Personal, an künstlerisch befähigten Akademikern herrscht sogar ein Ueberfluß, an vortrefflicher Fachliteratur, an Beratungsstellen und hilfsbereiten Vereinen fehlt es nirgends, und die Geschichte der Stile hat keine Zeit so verstanden wie gerade die Jetztzeit. Das Alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Gegenwart noch immer keinen allgemein durchdringenden und anerkannten Baustil besitzt. Wer ehrlich das flache Land, die Provinzial- und mittleren Städte durchwandert und die Neubauten betrachtet, und wer nicht nur an die Werke einiger erlesener Künstler denkt, muß eingestehen, daß doch zwischen der allgemeinen, volkstümlich nationalen Bauweise und den wenigen von Kritik und Presse ins allgemeine Interesse gesetzten Bauwerken eine tiefe Kluft besteht! Was bedeuten einzelne Meisterleistungen gegenüber den vielen Tausenden von Häusern, die Jahr um Jahr von neuem die Welt entstellen! Will man sich von diesen verhältnismäßig wenigen Kunstwerken eine nachhaltige Einwirkung auf die volkstümliche Bauweise erhoffen? Sollen sie, können sie überhaupt Vorbilder für ganz andere Bauaufgaben werden? Wenn frühere Zeiten auf einzelne, große Künstlerpersönlichkeiten allein angewiesen gewesen wären, dann würden niemals so einheitlich schöne Städteanlagen wie z. B. im Mittelalter oder im Barock entstanden sein. Wer gestaltet denn die Städte, Dörfer, Wohnungen und das ganze Hausgerät? Bauschäfte und Spekulanten, welche keinen Akademiker zu Rate ziehen, sondern ihre Arbeitskräfte meist unmittelbar aus dem Bauhandwerk beziehen. Welche Ausbildung haben aber auf dem Land und in der kleinen Stadt die Maurer-, Zimmerer- und Steinmetzmeister, welche den Plan machen und die Ausführung besorgen? Die fertigen Bauten geben die Antwort auf diese wichtige Frage.

Vergleicht man einen modernen Kleinhausbau mit einem gewöhnlichen Bürgerhaus des achtzehnten Jahrhunderts, so fällt sofort der große Unterschied in der Sicherheit des Geschmackes und der Formgebung auf. Gerade aus den Einzelheiten, welche nur aus dem Handwerklichen hervorgehen können, bauen sich der Gesamteindruck, die Stimmung auf. Der Verfall der baulichen Handwerkskunst ist ja genugsam in Literatur und

Presse beklagt worden, ebenso der Irrweg, mit einer kritiklosen Nachahmung der „guten, alten Zeit“ dem Uebel abhelfen zu wollen. Die Zeit ist eine andere geworden und die Handwerkskunst gründet sich heute auf neue Voraussetzungen. Auch so ideale Neuerer wie Ruskin, Morris und ähnliche Künstlersozialisten machten den Fehler, daß sie ihre Kunstwerke mit unzeitgemäßen, unwirtschaftlichen Mitteln erzeugten, dadurch viel zu kostspielig und gerade deshalb wieder unsozial wurden. Ein so einschneidend sozialer Faktor wie das Baugewerbe kann dauernd und wirksam nur wieder von sozialen, staatlichen Gewalten beeinflusst werden. Die Werkstätten Einzelner sind nur einige Aristokraten in dem bauhandwerklichen Plebs. Es müssen viel mehr staatliche Schulen erstehen, auf welchen das Bauhandwerk eine gründliche Bildungs- und Pflegestätte findet.

Die früher z. B. in Bayern geführten „Baugewerkschulen“ verfolgten ein doppeltes Ziel: die Heranziehung tüchtiger Techniker und die Ausbildung von Bauhandwerkern. Um der ersteren Aufgabe gerecht zu werden, mußte mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik der Lehrplan mehr und mehr erweitert werden; den ein- und zweiklassigen Anstalten weitere Kurse angegliedert und in allen Kursen Gegenstände gelehrt werden, die zwar für den Techniker, nicht aber für den Handwerksmeister in seinem späteren Beruf von Bedeutung waren. Durch diesen Umstand wurden allmählich die Baugewerkschulen dem einfachen Bauhandwerker entfremdet. Den Schülern, welche die Schule meist wegen Mißerfolg vorzeitig verließen, gab die theoretische Ausbildung zwar eine Menge von Kenntnissen, nicht aber eine für ihre Zwecke abgeschlossene Fachbildung mit. Auch überstieg der vier- und fünfkursige Lehrplan die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der weiteren Handwerkerkreise. So kam es, daß in Bayern von 9401 selbständigen Baugewerbetreibenden 7269 — also 78% — ohne jede Schulvorbildung für ihren Beruf waren und nur 672 — also 7% — das Reifezeugnis einer Baugewerkschule erlangen konnten. Die Verweisung der Handwerker an die Baugewerkschulen hatte außerdem den Nachteil, daß viele dem Handwerk verloren gingen, indem sie entweder mit Ablegung der Schule Techniker wurden, oder wenn ihnen das nicht gelang, die erworbenen Kenntnisse als Zeichner oder Schreiber zu verwerten suchten, statt wieder zum Handwerk zurück zu kehren.

Dringend nötig erwiesen sich deshalb Schulen, deren Lehrplan auf die besonderen Bedürfnisse des Bauhandwerkes zugeschnitten ist, und die damit eine wesentlich kürzere und billigere Ausbildung gewähren. Mit Ministerial-Entschluß vom 30. August 1910 wurden in Bayern vier „Meisterschulen für Bauhandwerker“ errichtet. Sie umfassen je zwei fünfmonatliche

Winterkurse; der Unterricht wird in 44 Wochenstunden erteilt und hat die Aufgabe, zu den Meisterprüfungen im Mauerer-, Zimmerer- und Steinmetzgewerbe vorzubereiten. Das Lehrprogramm besteht in Baukunde, Freihandzeichnen, Konstruktionslehre, Festigkeitslehre, Veranschlagen, Materialienkunde, Geschäftskunde und Gesetzkunde. Die folgenden Angaben rühren aus Erfahrungen her, welche der Verfasser als Hauptlehrer einer Meister-Schule bei ihrer Gründung und Organisation gemacht hat.

Meisterprüfungen. Obwohl das eigentliche Meister-Prüfungswesen Sache der Handwerkskammer ist, hat die Schule als Vorbereitungsstätte zur Prüfung doch großes Interesse und großen Einfluß bei Stellung der Prüfungsaufgaben. Das Meisterstück besteht in einem einfachen, kleinen Entwurf, der unter Klausur anzufertigen ist. Die Forderung, daß sich dieser Entwurf nur auf Gebäude von nicht über 80 qm Grundfläche erstrecken soll, war nicht aufrecht zu erhalten; sonst käme z. B. ein landwirtschaftliches Gebäude gar nicht in Frage. Der Vorschlag, einen Entwurf nach Anweisungen zu verlangen, wurde zurückgewiesen und die selbständige Anfertigung zur Bedingung gemacht. Von „Architektur“ muß man soviel fordern können, daß der Meister die heimischen Formen beherrscht. Er ist auf dem Lande gar nicht in der Lage, einen akademischen Architekten zu Rat zu ziehen, sondern gezwungen, selbständig zu bauen. Damit ist eigentlich die Hauptaufgabe der Meisterschulen festgestellt, an welche sich das Lehrprogramm im allgemeinen zu halten hat!

Eine Vereinheitlichung der Prüfungsaufgaben für das ganze Land läßt sich wegen der verschiedenen örtlichen Bauverhältnisse, auf welche ja gerade besondere Rücksicht zu nehmen ist, nicht durchführen. Jedoch kann man nach den bisherigen Erfahrungen sehr wohl feststellen, daß die wünschenswerteste Aufgabe für das Meisterstück in einem kleinen Entwurf besteht, der nicht über den Gesichtskreis eines Handwerksmeisters hinausgeht und sich auf Kleinbauernhöfe, Söldner- oder Gütler-Häuser, Arbeiter- oder bürgerliche Wohnbauten kleineren Umfanges beschränken muß. Daran hat sich als nicht minder wichtig die genaue handwerkliche Durcharbeitung einiger Einzelheiten anzugliedern. Dieses allgemeine Programm läßt jeder Prüfungskommission noch weiten Spielraum.

Lehrmittel und Werkstattbetrieb. An keiner Schule sind für die einzelnen Fächer Lehrbücher im Gebrauch. Die einzigen notwendigen Bücher sind für die Schüler ein guter Baukalender und die Bauordnung. Wichtig ist die allmähliche Beschaffung einer Modellsammlung in natürlicher Größe, z. B. für die Maurer verschiedene Massivdecken-Konstruktionen, Kanalisationsanlage, Pflasterungen usw., für die Zimmerer ein vorbildliches Mansarddach mit Fenstern und verschiedenen Eindeckungsarten, eine Treppenkonstruktion usw. Zu Uebungen im Freihandzeichnen sind auch kleinere Modelle von Dachstühlen, Gewölben usw. wünschenswert. Die Sammlung für Materialienkunde muß vor allem die heimischen Baustoffe in großer Auswahl zeigen. Eine gut eingerichtete Werkstatt sollte jede Schule ihr eigen nennen. Das Modellieren, Schneiden von Hölzern, Schiften, Treppenbau usw. dürfen freilich nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen und deshalb nicht zu weit ausgedehnt werden, weil es leicht zur Spielerei ausartet. Kartonmodelle zur Ausmittlung des Daches, Herstellen von Kamin-köpfen, einfachen Gewölben, Waschkesseln, Fachwerk usw. sind Arbeiten des ersten Kurses. Im zweiten Jahrgang werden Maurer und Zimmerer zweckmäßig getrennt. Für letztere ist das praktische Schiften — am besten im Maßstab 1:2 — von größter Bedeutung, ebenso der Treppenbau. Die Maurer können einige Massivdecken herstellen. Die Gelegenheit zu Ausflügen, besonders die Besichtigung eines Materialienlagers, einer Ziegelei, einer Kalkbrennerei und eines Zementwerkes sollte nicht versäumt werden. Günstig wird mit der Schule eine Bauberatungsstelle verbunden, d. h. die zu beanstandenden Eingabepläne werden in der Schule erklärt und nach ihrer konstruktiven wie ästhetischen Seite hin verbessert. So steht die Schule im engen Zusammenhang mit der Praxis.

Leider gestattet es der zur Verfügung stehende Raum hier nicht auf die einzelnen Lehrfächer genauer einzugehen; nur das Freihandzeichnen mag noch mit einem kurzen Wort bedacht werden, weil besonders in diesem Unterricht der künstlerische Sinn des Schülers geweckt werden soll und es als solches berufen ist, den größten Einfluß auf die ästhetische Seite volkstümlicher Bauweise auszuüben. Das Freihandzeichnen des ersten Kurses kann so nutzbringend ausgestaltet werden, daß 8 Wochenstunden nicht zu viel sind. Vor allem soll es eine Vorbereitung für die übrigen Fächer sein. Besonderer

Wert ist auf die Anfertigung von „Maßskizzen“ zu legen. Schlechte räumliche Vorstellungsgabe kann durch episodisches Modellieren in Ton verbessert werden. Im allgemeinen wird der Unterricht durch Vorzeichnen an der Tafel erteilt, weil so der Schüler das entstehende Nach-einander einer Zeichnung erlebt. Man kann mit Schriftzeichen, Beschreiben von Plänen, Vielecken, Schwerpunktsbestimmungen, Figuren aus Mechanik und Baukunde, schematischen Darstellungen aus der Baustoffkunde usw. beginnen, und dann zu isometrischer Körperdarstellung übergehen, wobei man zugleich dem späteren Lehrprogramm der anderen Fächer vorarbeitet. Zur Wiederholung zeichnen die Schüler dann selbst das Gelernte nach dem Gedächtnis auf die Tafel, z. B. das Schema einer Blitzableitung, Dachformen, einfache Möbel usw. Die Konstruktionslehre eröffnet hier ein großes Gebiet: Fenster, Türen, Treppen, Gesimse usw. können hier nach ihrer ästhetischen Seite eindringlich erklärt werden. Besichtigungen geben Gelegenheit, immer wieder auf den Unterschied guter und schlechter Bauformen, Verhältnisse usw. hinzuweisen. Das Aufnehmen von Maßskizzen muß an einem Bau geübt werden, von welchem die Werk- und Einzelzeichnungen zur nachfolgenden Prüfung zur Verfügung stehen. Den Schülern werden auch zweckmäßig einige Male Werk- und Einzelzeichnungen größerer Bauaufgaben im Zusammenhang gezeigt, um ihnen einen Begriff von der Behandlung der Einzelheiten usw. zu geben. Selbständiges Aufzeichnen ganz kleiner Bauten für verschiedene Zwecke soll dann für das Entwerfen vorbereiten. Dazu eignen sich z. B. ein Wärterhäuschen, eine Pumpstation, eine Jagdhütte usw. Hand in Hand damit geht das Zeichnen von Einzelbauformen, wie Profile aller Art, Holzgesimsleisten, Balkenköpfe, Treppengeländer, Fachwerk, Gartenzäune, Windbretter, Blumen-gitter, Rinnkästen, Hauszeichen, Kamine, Freitreppen, Eingangstore, Bänke, Brüstungen, Erker, Balkone, Aus-lagen usw. Eine gute Vorübung für das Entwerfen ist auch der Versuch, die Austeilung der Möbel in der Stube des Vaterhauses, den Lageplan des heimatlichen Dorfes nach dem Gedächtnis aufzuzeichnen.

Mit diesen wenigen Hinweisen soll nur ein Weg angedeutet sein, auf welchem man eine künstlerische Hebung der volkstümlichen Bauweise erhoffen kann. Es ist verwunderlich, daß das Handwerk nicht schon lange eine Stätte umfassender, organisierter Schulung gefunden hat, während die mittleren und höheren Bauschulen einen so großen Aufschwung genommen haben. Das hat sich empfindlich gerächt: es gibt heute, bei einem Ueberfluß an Architekten und Technikern, viel zu wenig Handwerks-Meister, die auch den idealen Forderungen der Volks-kunst gerecht würden. Die Entwicklung der Bauschulen ging „von oben nach unten“ vor sich; ein überlieferter gesunder Zeitstil, wie er bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestand, muß aber von unten, nämlich im Handwerk, begründet sein. In der Architektur macht nicht nur der Akademiker den Stil, sondern auch der Baumeister des Landes. Hier müßten die modernen Volkskunstbestrebungen vor allem einsetzen!

Was ist „Volkskunst“? Doch offenbar das, was das Volk selbst und selbständig, aus eigener Kraft und eigenem Können, schafft und über das Maß der rein praktischen Bedürfnisse hinaus formt und hervorbringt, nicht, was der Akademiker für den Bauern verbessert und plant. Freilich sind die Volkskunst-Beratungsstellen sehr segensreiche Ämter, einen national-volkstümlichen Stil können und wollen sie aber nicht schaffen. Das Uebel muß an der richtigen Wurzel gepackt werden, nämlich an der organisierten Schulung und Bildung zum selbstständigen Sehen und Empfinden einer Form, eines Materiales usw. beim Handwerker. Die Volkskunstbestrebungen äußern sich oft in Museen, Festen, Schauspielen und einem egoistischen Sammelsport zum Vergnügen der Städter, aber nicht zugunsten des Volkes. Dadurch, daß man z. B. den Bauern ihre schönen Truhen, Schränke und Hausrat abkauft und sie in Stadtwohnungen und Museen aufstellt, vernichtet man die Volkskunst eher, als sie zu fördern. Man nimmt Jenen, deren Ahnen solche Kleinkunst gefertigt haben, das Beste, was sie besitzen, nämlich die Vorbilder zu neuem Schaffen, die Ueberlieferung ihrer guten Hausgeister, weg. Man tötet aber auch die Stimmung, die Seele dieser kleinen Kunstwerke, wenn man sie in fremde Erde verpflanzt. Ebenso fremd wirken umgekehrt die städtischen „Villen“ auf dem Bauerndorf. Größere Gebäude wie Kirchen, Rathäuser, Schulen verlangen selbstverständlich den Architekten, wo es sich aber um kleine, ländliche Bauten, Bauern-, Söldner- und Arbeiterwohnstätten, kurz um solche Baulichkeiten handelt, die nicht über den Gesichtskreis des Handwerksmeisters hinausgehen, soll man ihn zum

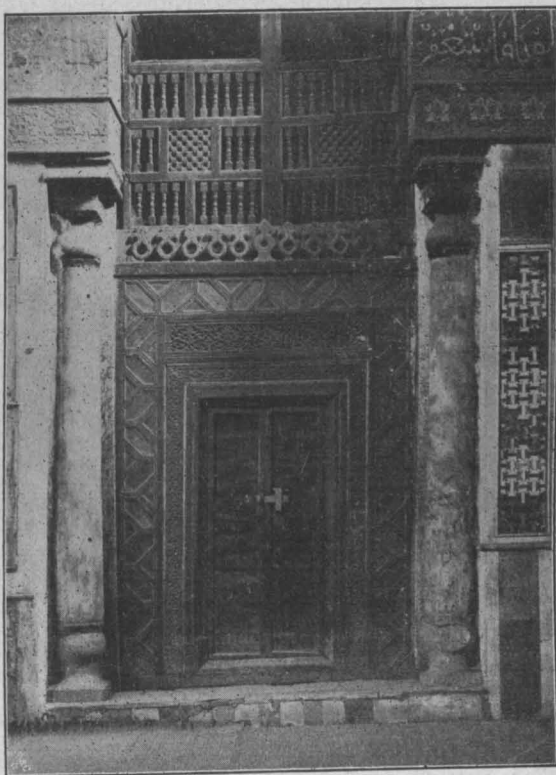
freien, selbständigen Handeln erziehen, damit er selbst wieder auf eigene, bodenständige Gedanken komme.

Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Nur wenn der „Meister“ wieder Selbständigkeit auch nach der künstlerischen Seite hin erringt, werden Akademiker und Handwerker Hand in Hand zur Schaffung eines harmo-

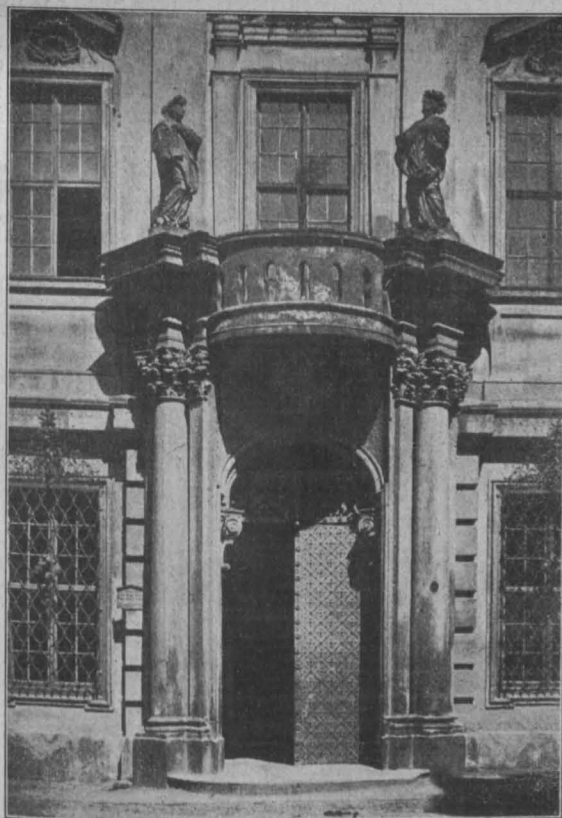
nischen Zeitstiles arbeiten. Mit diesem Ziel sollten mehr Meisterschulen ins Leben gerufen werden: Selbständigkeit anzustreben in Allem, was das Können und Empfinden des Volkes selbst betrifft, was es nur aus sich selbst, aus eigener Kraft leisten und hervorbringen kann. —



Pfarrhaus und Kirche mit Torbogen des ehemals befestigten Fiedhofes in Trautskirchen.

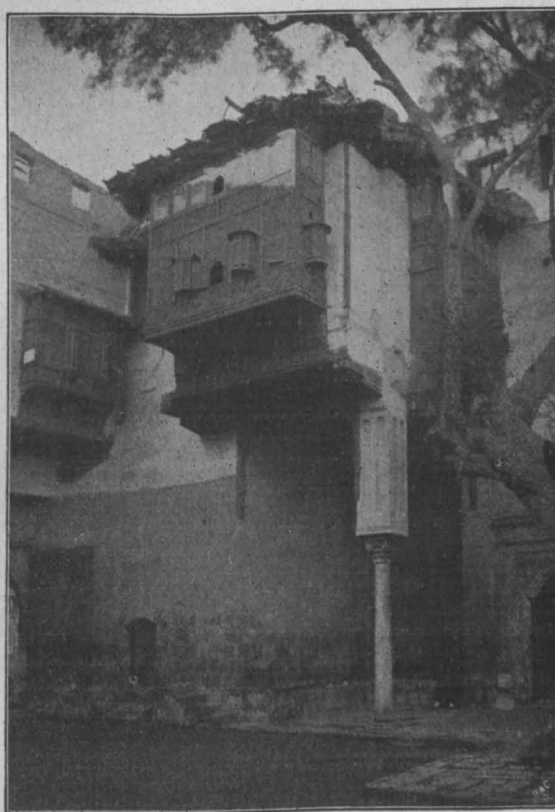


Türe der Kalaun-Moschee in Kairo.



Portal der Johannes-Kirche in Liegnitz.

Aus dem Skizzenbuch des „Deutschen Baukalenders“ der Jahrgänge 1909, 1910 und 1911.



Arabisches Wohnhaus in Kairo. Straßenansicht.

Vermischtes.

Die Zulassung von Architekten und Bauingenieuren zum Gewerbeaufsichtsdienst in Preußen ist auf Antrag des 16. August 1916.

„Architekten-Vereins zu Berlin“ vom preußischen Hrn. Minister für Handel und Gewerbe bedingungsweise bewilligt worden, indem er es zwar ablehnte, eine Änderung

der vom Staatsministerium erlassenen Vorbildungs- und Prüfungsordnung in dem Sinne herbei zu führen, daß die Diplomprüfung allgemein als Voraussetzung für die Ernennung zum Gewerbe-Referendar anerkannt werde, sich aber andererseits bereit erklärte, auch Diplom-Ingenieure der Baukunst und des Bauingenieur-Wesens bei sonstiger Eignung in den Vorbereitungsdienst zuzulassen. Bewerbern für diese Laufbahn wird empfohlen, sich wegen des Näheren unmittelbar mit dem genannten Ministerium in Berlin in Verbindung zu setzen. —

Ehrendoktoren technischer Hochschulen. Die Technische Hochschule in München hat dem kaiserlichen Marine-Oberbaurat und Betriebsdirektor Gustav Berling in Kiel, „dem hervorragenden Ingenieur, dessen großzügiger, zielbewußter Arbeit die Marine die erfolgreichste technische Durchbildung der deutschen U-Boote verdankt“, die Würde eines Doktors der technischen Wissenschaften (Doktor-Ingenieurs) ehrenhalber verliehen. —

Zur wirtschaftlichen Lage der Privatarchitekten während des Krieges ist an dieser Stelle schon so häufig geschrieben worden, daß man hätte erwarten können, daß große Verwaltungen ihr Rechnung tragen. Das ist bisher von wichtigen Verwaltungen nicht geschehen, namentlich die Stadt Berlin hat sich noch nicht entschließen können, Schritte zu unternehmen, die andere Städte zum Wohl ihrer künstlerischen Mitglieder längst und mit bestem Erfolg unternommen haben. Das Hindernis liegt in der städtischen Verwaltung selbst; wir kennen es. Es wird unsere Aufgabe sein, demnächst einmal der Sache näher zu treten.

Aber nicht allein die Verwaltungen, auch Private könnten manchen Kämpfer ums Dasein in dem ihm auferlegten Kampf unterstützen. In diesem Sinne richtet ein Architekt an die „Frankf. Ztg.“ die folgenden Ausführungen, die für viele andere Städte keine geringere Bedeutung haben. „Frankfurt hat gleich anderen größeren Städten beschlossen, mit Rücksicht auf die durch den Krieg verursachte schlechte wirtschaftliche Lage der Privatarchitekten, diese, soweit es verwaltungstechnisch möglich ist, zu beschäftigen. Erleichtert wird den Verwaltungen diese Aufgabe dadurch, daß die Einziehung eines großen Teiles der Beamten zum Heere es unmöglich macht, wichtige architektonische Fragen so zu lösen, wie es im Interesse der Allgemeinheit wünschenswert ist. Die Absicht mag die gewesen sein, die Privatarchitekten, deren Arbeiten neben denjenigen der Verwaltungstechniker der Stadt das Gepräge geben, nicht rosten zu lassen. Die Weiterentwicklung der Architektur kann eben nur im Bauen geschehen, und dazu gehören Aufträge. Der „Bund deutscher Architekten“ hat, um ebenfalls die wirtschaftliche Lage der Privatarchitekten zu heben, den Eisenbahnminister gebeten, die Verteilung von Architektur-Aufgaben an Privatarchitekten vorzunehmen. Die Eisenbahndirektion Frankfurt hat eine Reihe geeigneter Aufgaben zu erledigen; es ist nur zu wünschen, daß dem Vorschlag des „Bundes deutscher Architekten“ entsprochen wird. Gleich wertvoll würde es sein, wenn auch Private ihre Bauvorhaben jetzt bearbeiten ließen. Es ist nicht nötig, Entwürfe auf die Zeit nach dem Krieg zu verschieben, weil der Baulustige dann vielleicht noch ausgedehnter bauen kann. Stehen mehr Mittel zur Verfügung, als ursprünglich angenommen worden ist, so sollen diese nicht zur Vergrößerung des Bauwerkes, sondern zu seiner Qualitätssteigerung verwandt werden. Die vollen Entwürfe werden selbstverständlich selten sein, aber viel Kleinarbeit könnte geleistet werden. Da ist ein neuer Erkeranbau, ein Wintergarten, ein Brunnchen, ein Gartenhaus, ein neues Esszimmer, ein neues Gewand für den in seiner Form störenden Flügel und was es sonst alles geben mag, auszuführen. Viele Wenig geben ein Viel. Die Parole muß jetzt lauten: Fördert den Künstler, fördert den Handwerker! Gebt ihnen die Freude an ihrem Schaffen, erhaltet sie Euch! Sie werden es Euch danken in ihrer Arbeit.“ —

Wettbewerbe.

Im Preisausschreiben des Kunstgewerblichen Museums in Prag betr. Denkmäler und Gedenktafeln für gefallene Krieger liefen 309 Arbeiten ein. Von einer Gesamtsumme der Preise von 3000 K. wurden Preise von je 200 K. zuerkannt: Arch. B. Waigant mit Bildh. A. Waigant; zweimal Arch. L. Machon mit Bildh. J. Stursa; Arch. L. Machon mit Bildhauer J. Horejc; Arch. A. Mezera. — Preise von je 150 K. erhielten zweimal Arch. L. Machon mit Bildh. J. Horejc; Arch. R. Stockar v. Bernkopf; Arch. Jos. Francu; Bildh. Jos. Schwarzer; Bildhauer F. Tampe. — Preise zu je 100 K. wurden u. a. verliehen

an Bildh. J. Horejc; Arch. J. Meretich; Bildh. W. Prokop; Arch. Ad. Sebor mit Bildh. J. Hruška; Arch. L. Machon; Bildh. F. Tampe; Bildh. R. Vlach; Arch. A. Mezera. —

Dem Preisausschreiben des „Bundes deutscher Gelehrter und Künstler (Kulturbund)“ in Berlin NW, „Unter den Linden 38, betr. kleinere Kriegs- und Kriegerdenkmäler ist in Ergänzung der Mitteilung auf S. 328 noch zu entnehmen, daß der Bund dazu beitragen will, daß diese Werke, die das Bild unserer öffentlichen Kunstpflege unzweifelhaft wesentlich beeinflussen, in einem künstlerischen Sinn geschaffen werden, der sie würdig erscheinen läßt, als sichtbarer Ausdruck für die Taten unseres Volkes zu gelten. Der Bund reiht sich hiermit in dankenswerter Weise den Bestrebungen an, die von verschiedenen anderen Stellen bereits mit Erfolg eingesetzt haben. Er will gleich diesen nicht nur schlechte und übereilte Denkmäler verhindern, sondern tätig mithelfen, gute zu schaffen. Als besonders wichtig erscheint ihm die Lösung kleinerer Aufgaben, denn kleinere Denkmäler sind wegen ihrer großen Zahl der Träger des Kunstgedankens für weiteste Schichten des Volkes in den kleinen Städten wie auf dem flachen Lande. Und dieser wichtige Teil unserer Kunst war bisher fast überwiegend unzulänglich künstlerischen Kräften und einer schlechten Kunstindustrie überlassen. Der Bund beabsichtigt die Herausgabe eines Werkes mit den im Wettbewerb ausgezeichneten Arbeiten. Die kleineren Denkmäler bestehen in Grabsteinen, Grabkreuzen, Gedenktafeln und Bildstöcken. Eine Zwischenstufe bilden Denkmäler, deren Herstellung die Summe von 5000 M. nicht überschreiten darf. Gedenktafel-Kapellen für Gefallene, deren Bausumme 12000 M. nicht überschreiten darf, bilden die Grenze. Die Anregung zu ihnen gaben die Andachts- und Wallfahrts-Kapellen. Sie sollen sowohl Bauwerke zur Ehrung der Gefallenen wie auch Gedenktafeln für die große Zeit sein. Gleich den Denkmälern nach Art der Bildstöcke sind auch die Gedenktafelkapellen für katholische und für protestantische Gegenden verschieden zu lösen. Auch die nähere Umgebung ist im Entwurf zu berücksichtigen. Zeichnerische Darstellungen für diese Kapellen werden 1:20 und 1:50 verlangt, dazu ein Schaubild. Die Blattgröße der Zeichnungen für den Wettbewerb darf 50:70 cm nicht überschreiten. Neben der künstlerisch selbständigen Verwendung historischer Sinnbilder sollen insbesondere gute Ausdrucksformen für das moderne Kriegsgeschehen angestrebt werden. Es können außerhalb des Wettbewerbes Arbeiten unter Namensnennung eingereicht werden, die für Preise nicht in Frage kommen, aber öffentlich mit ausgestellt werden. Warum ist diese Zulassung, die den Rahmen des Wettbewerbes durchbricht und dessen Beurteilung beeinflussen muß, beschlossen worden? Eine Notwendigkeit dafür lag nicht vor! —

Wettbewerb der Akt.-Ges. Karl Berg in Eveking. Von einem der Preisträger erhielten wir folgende Zuschrift: „Auf Ihre Aufforderung in Nr. 62, den Wettbewerb Akt.-Ges. Karl Berg in Eveking betreffend, erwidere ich ergebenst, daß ich auf die Bekanntmachung in Nr. 38 die Unterlagen erbeten und erhalten habe. Irgend welcher Schriftwechsel zwischen der Firma Karl Berg und mir hat vor der Entscheidung des Wettbewerbes nicht stattgefunden.“

Die geringe Anzahl der Teilnehmer (10) am Wettbewerb erkläre ich mir so, daß die Firma K. Berg von den sich zum Wettbewerb meldenden Architekten nur die „Spezialisten“, die sich als solche auswiesen, zur Teilnahme zuließ. Denn „Spezialisten“ sollten sich ja nach dem Wortlaut der Einladung in Nr. 38 nur melden. Es bliebe daher m. E. nur zu untersuchen, ob alle Preisträger den Nachweis erbringen können, daß sie wirklich Spezialisten — um dieses schöne Wort wieder zu gebrauchen — sind. Für meinen Teil möchte ich darauf hinweisen, daß ich das Verwaltungsgebäude der Landesversicherungsanstalt in Merseburg, das vor kurzem eingeweiht ist, erbaut habe.

Was die Preisverteilung selbst betrifft, so darf es wohl nicht verwunderlich erscheinen, daß die Firma Brüninghaus & Hellmuth in Iserlohn, von der die Zeichnungen stammten, die dem Wettbewerb zugrunde lagen, den I. Preis erhielt.“ —

Chronik.

Eine neue katholische Kirche in Heilbronn soll auf der hoch gelegenen Villmat, im nördlichen Stadtteil, in beherrschender Lage errichtet werden und der auf 6000 Seelen angewachsenen katholischen Gemeinde als Gotteshaus dienen. —

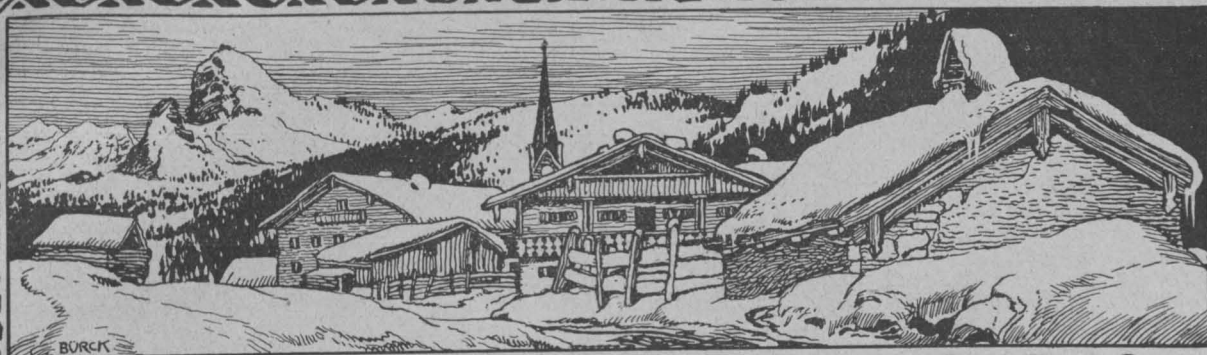
Inhalt: Wo sind die Wurzeln zur Hebung der volkstümlichen Bauweise? — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. — Abbildungen aus dem Skizzenbuch des „Deutschen Baukalenders“ 1909, 1910 und 1911. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: L. V. Fritz Eisel in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



ÄNDERUNGEN IM LANDE DES
OBERBAYERISCHEN BAROCK
UND ROKOKO. * VON PAUL
GARIN. * INNENANSICHT DER
WALLFAHRTS-KIRCHE IN DER
WIES. * * * * *

DEUTSCHE
* * * * BAUZEITUNG * * * *
* * 50. JAHRGANG 1916. NO. 67. * *



DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 67. BERLIN, DEN 19. AUGUST 1916.

Wanderungen im Lande des oberbayerischen Barock und Rokoko.

Von Paul Garin.

Hierzu eine Bildbeilage und die Abbildungen S. 351.

III. In der Wies.*)

Die ganze Landschaft, wie sie sich vom Fuße des Gebirges vom Allgäu bis zum Salzkammergut zur Donau niedersenkt, ist ein Werk der Alpen. Jede Höhe, jedes Tal, jede Mulde, jede Fläche, jede Schlucht und jeder Hang, jedes Moor und jeder See verdanken Dasein und Gestalt jenen flüssigen und festen Sendlingen, die das Gebirge seit ungezählten Jahrtausenden unablässig nach Norden schickt. Und wenn wir heute die Gletscher auch nicht mehr an der Arbeit, sondern nur in ihren Spuren sehen, der Anblick der Bäche und Flüsse und ihrer eingerissenen Täler, der Geschiebemassen, die in unendlichen Mengen überall abgelagert ruhen, teils in den Wasserläufen vorwärts rollen, der Steinbarren, die den Abfluß sperren, Seen und Moore bildend, der Kiesgruben und Nagelfluhbrüche genügt auch schon, zu überzeugen. Ja selbst die Werke von Menschenhand erscheinen gebeugt unter die ewigen Gesetze jener gewaltigen Bewegung, so hingedrückt sind die Häuser und Höfe, so hingeduckt unter den sanft ansteigenden, meist von Ost nach West verlaufenden Dächern, dem brausenden Föhn möglichst wenig Widerstand zu leisten, in ihrem blendenden Weiß weithin leuchtende Wegweiser, wie die im Schnee schimmernden Zinnen der Berge.

Besonders eindrucksvoll tritt diese Alles formende Wirkung in dem Teil des bayerischen Alpenvorlandes vor Augen, der zwischen Isar und Lech, dem Gebirgsrand und dem westlichen Seengebiet liegt, das den Staffeln, den Würm- und den Ammersee umfaßt. Diesen Landstrich durchquert man, wenn man von Rottenbuch auf einer jener Landstraßen, deren Anfänge sich ins graue Mittelalter verlieren, nach Süden wandert. Verläßt man diese Straße, da wo sie sich nach Osten in das Ammertal wendet und bleibt in der Richtung nach Süden, so gelangt man auf einsamen Wegen an zerstreuten Höfen, braunen Mooren, in deren Grund gelegentlich ein dunkler See die Tannen seiner Ufer spiegelt, an Weiden, die nicht nur von Herden des prächtigsten Rindviehes, sondern von den kräftigen Wohlgestalteten schöner Pferde belebt sind, an ernsten Wäldern vorüber meist einen wundervollen Ausblick auf die Bergkette des Ammergauer und Werdenfelser Lands genießend, nach ungefähr dreistündiger Wanderung auf einen Hügel, auf dessen Gipfel ein mächtiger Bau sich leuchtend weiß von dem herrlichsten Hintergrund des Gebirges abhebt und in die Landschaft strahlt. Der Bau ist das einstige Prämonstratenserkloster mit der Wallfahrtskirche: In der Wies. Er ragt über den Hügel, als ob ihn jene Urkräfte des Gebirges selbst an seinen Platz gestellt hätten.

Die Anlage dürfte zu den Seltenheiten gehören. Ein Querbau — 27 m — von Süd nach Nord wendet sich mit zwei Flügeln und einem einspringenden Mittelbau nach

Osten. In der Längsachse — 50 m — nach Westen folgt eingebaut der Glockenturm. Hieran schließt sich der Chor der Kirche, der in den achteckigen Hauptraum mündet. Der Ausgang in der Westwand des letzteren führt in eine kleine Vorhalle, durch die man ein unbedeutendes Portal durchschreitend auf eine zum Fahrweg absteigende Freitreppe gelangt. Der Pilger geistlicher und weltlicher Frömmigkeit nimmt natürlich den umgekehrten Weg.

Das Ganze stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Das gibt im Gegensatz zu den Fällen, in welchen die heutige Gestalt einem alten, gotischen oder romanischen Bau aufgezungen, den Eindruck behaglichster Freiheit. Breit, hoch und zahlreich sind von vornherein die Fenster angelegt, durch die in ungehinderten Strömen das Licht hereinfließt, die höchsten Höhen und die letzten Winkel erfüllend. Am schönsten ist der Anblick natürlich am Morgen, wenn die Sonne geradewegs durch den Längsbau herein scheint und ihre Strahlen mit dem Licht aus den Seitenfenstern sich mischen. Da sprüht der Chor (Bildbeilage) in einem Feuer, das man glaubt knistern zu hören und im Rundbau ist kein Fleckchen, das nicht seine eigene Sprache redete.

Der Chor ist dreiteilig. Der mittlere Längsraum schließt an die östliche Achteckseite des Rundbaues an und ist mit einem Tonnengewölbe überdeckt, das rechts und links auf je vier Säulen aus dem warm schimmernden, weiß-roten Untersberger Marmor ruht. Letztere stehen mit einer sie verbindenden Balustrade wieder auf einer Bogenstellung, die dann zum Boden des Chores hinabreicht. Die beiden durch die Säulenstellungen und die von mächtigen Fenstern durchbrochene Außenwand gebildeten Gänge münden in den Ecken des Rundbaues in Brücken, welche an je einem Säulenpaar im Inneren des Rundbaues endigen. An jedes dieser Säulenpaare ist eine so vom Kloster aus unmittelbar zugängliche Kanzel (Abbildung, S. 351) angebaut. Beinahe drollig naiv verrät das Ansehen der beiden Kanzeln die Abstufung des Gebrauches. Die linke, pompös aufsteigend bis über die Kapitelle der Säulen und überschüttet mit dem anspruchsvollsten Zierat, diente offenbar nur den höchsten Festen und deren Verherrlichung durch die höchsten Würdenträger, die bescheidene rechte — der Gegensatz macht das Nebeneinander nicht nur erträglich, sondern reizvoll — dem Alltag und seinen minderen Dienern und Andächtigen. Heute genügt offenbar für den Hausgebrauch das kleine verschiebbare Holzgehäuse, das auf der Abbildung, S. 351, neben der Festkanzel sichtbar ist.

Das Gefühl, als ob man durch das Licht, die Farben, das Weiß und das Gold, die allgemeine himmelwärts strebende Bewegung alles Zierates und aller Figuren nach oben gezogen würde, ist in diesem Raum, wo sich die stilistische Grundstimmung hemmungslos entfalten konnte, unvergleichlich stärker, als in Rottenbuch. Das mag auch daran liegen, daß hier alles größer, derber, einfacher, man möchte sagen im Einzelnen geschmackloser

*) Siehe die entspr. Beiträge in Jahrgang 1915, No. 91, 93, 95 und 100.

Betriebsergebnis der Deutschen Kolonialbahnen im Rechnungsjahr 1913.



Die Unterbrechung der Verbindung mit unsern Schutzgebieten durch den Weltkrieg hatte zur Folge, daß die Betriebsabrechnungen ihrer Eisenbahnen zum Teil mit erheblichen Verspätungen hierher gelangten. Die Ergebnisse vom Jahre 1913 konnten daher nicht früher mitgeteilt werden. Dieses letzte Betriebsjahr vor dem Weltkrieg bietet bei fast allen unseren Kolonialbahnen ein Bild gedeihlichster wirtschaftlicher Weiterentwicklung, die der Krieg so jäh unterbrechen sollte; überall, mit Ausnahme von Togo, das vorübergehend unter der Ungunst sinkender Preise auf dem Markt der Landeserzeugnisse litt, haben sich die Betriebsüberschüsse der Bahnen gegen das Vorjahr weiter gesteigert. Der gesamte Betriebsüberschuß nähert sich bereits der Höhe von 7 Mill. M. Die Betriebszahl ist von 63,9 im Vorjahr auf 59,2 v. H. gesunken und der durchschnittliche Ueberschuß für das Kilometer hat sich bemerkenswerter Weise von 1676 auf 1845 M. gesteigert. Damit erreicht das durchschnittliche kilometrische Anlagekapital unserer Kolonialbahnen, das zur Zeit etwa 82000 M. beträgt, eine Verzinsung von $2\frac{1}{4}\%$. Dieses Ergebnis ist durchaus befriedigend, wenn man erwägt, daß die Mehrzahl der Kolonialbahnen bis jetzt erst wenige Jahre in vollem Betriebe, somit noch ganz im Beginn ihrer Verkehrsentwicklung steht.

Im Jahre 1913 erscheint mit ihren vorläufigen Betriebsergebnissen zum ersten Male die Kameruner Mittellandbahn, deren Anfangsstrecke Duala—Edea im Januar 1913 dem Betrieb übergeben wurde; die Betriebslänge steigerte sich im Dezember 1913 durch Ausdehnung des Betriebes bis zur Station Bidjoka auf 150 km.

Die nebenstehende Zusammenstellung enthält die Ergebnisse der einzelnen Bahnen.

Ordnet man die Bahnen nach der Höhe des kilometrischen Betriebs-Ueberschusses, so erhält man die nachstehende Reihenfolge, die in bemerkenswerter Weise zugleich gewisse Schlüsse auf die wirtschaftliche Lage der einzelnen Unternehmungen zuläßt:

1. Otavibahn	4412 M/km
2. Karibib—Windhuk	2765 „
3. Kameruner Nordbahn	2709 „
4. Tanganjikabahn	1863 „
5. Lome—Palime	1812 „
6. Usambarabahn	1295 „

7. Lome—Atakpame	874 M/km
8. Lüderitzbuchtbahn	706 „
9. Lome—Anecho	560 „
10. Windhuk—Keetmanshoop	144 „

1913	Be- triebs- länge	Roh- einnahme	Betriebsüberschuß		
			im ganzen	für das km	
	km		in Mark		
1. Ostafrika:					
Usambarabahn	352	1 194 657	455 749	1295	
Tanganjikabahn (Kalenderjahr)	848	4 196 108	1 579 925	1863	
zusammen	1200	5 390 765	2 035 674		
im Vorjahre	1121	5 401 509	1 808 375		
2. Togo:					
Küstenbahn	44	102 714	24 620	560	
Inlandbahn	119	381 073	215 654	1812	
Hinterlandbahn	167	374 949	145 916	874	
Landungsbetrieb in Lome	—	293 815	114 796	—	
zusammen	330	1 152 551	500 986		
im Vorjahre	323	1 278 092	552 236		
3. Südwest:					
Karibib—Windhuk . . .	191	1 255 601	528 141	2765	
Windhuk—Keetmans- hoop	507	602 332	73 022	144	
Südbahn	545	2 038 807	384 958	706	
Otavibahn	671	5 344 633	2 960 656	4412	
zusammen	1914	9 241 373	3 946 777		
im Vorjahre	1812	8 577 466	3 145 811		
4. Kamerun:					
Nordbahn (Kalender- jahr)	160	950 700	433 530	2709	
Mittellandbahn	150	237 118	?	—	
zusammen	310	1 187 818	433 530		
im Vorjahre	160	633 558	219 466		
Im ganzen	3754	16 972 507	6 916 967	1845	
im Vorjahre	3416	15 870 625	5 725 588	1676	
gegen das Vorjahr mehr	338	1 101 882	1 191 079	169 B.	

Vermischtes.

Der Besuch der elf deutschen Technischen Hochschulen im Sommerhalbjahr 1916. Die Gesamtzahl der in den Listen der sämtlichen deutschen Technischen Hochschulen als Studierende, Hörer und Gäste eingetragenen Personen beträgt für das Sommerhalbjahr 1916 rd. 11 200, unterscheidet sich also nicht wesentlich von der des Jahres 1915, wenn auch z. T. noch ein gewisser Rückgang zu verzeichnen ist. Davon werden rd. 8200 als beurlaubt, d. h. zumeist im Felde oder im Dienste der Heeresverwaltung und der Krankenpflege stehend geführt, sodaß also nur eine Besucherzahl von rd. 2860 verbleibt, davon etwa 470 Damen und 840 Ausländer. Das Verhältnis der

Beurlaubten zur Gesamtzahl beträgt rd. 75% und, falls man die eigentlichen Studierenden für sich betrachtet, rd. 82%, ist also außerordentlich hoch. Die Zahl der eingeschriebenen Personen schwankt zwischen 2285 (Berlin) und 298 (Breslau) und die Zahl der anwesenden zwischen 511 und 53 (für die gleichen Hochschulen). Nachstehend sind noch einige Angaben für jede einzelne Hochschule gemacht, geordnet nach der Höhe der Besucherzahlen:

Berlin zählt 2285 (2391 i. Sommersem. 1915) eingeschriebene Besucher, von denen aber 1774 als beurlaubt gelten, sodaß also nur 511 (512) tatsächlich anwesend sind, darunter 62 Damen und 178 Ausländer. Von der Gesamtzahl sind 2160 Studierende, 125 Hörer und Gastteilnehmer

in Folge der Lichtfülle gehalten werden konnte, ja mußte, wenn aus dem Raum für jene Stimmung das Möglichste herausgeholt werden sollte.

Am augenfälligsten zeigt sich das an der Orgel. (Abbildung, S. 351). Auch sie ist zweifellos ein schönes Stück und der Anschluß der Empore an die beiden Säulenpaare ein Motiv von seltenem Reiz. Der Eindruck des Ganzen ist einheitlich und von gefälliger Leichtigkeit des Ausdrucks. Auch der Gegensatz verhältnismäßiger Einfachheit, ja Nüchternheit zu dem Formen- und Farbentumult des gegenüber liegenden Chores ist von feinsten Berechnung und schlagender Wirkung.

Trotzdem zeigt der Fall: Wenn Zeit und Umstände alle Bedingungen für die letzte Auswirkung eines Kunstprinzips endlich zusammengetragen, ist auch der Augenblick schon da, in dem die Welle sich überstürzt. Das weit geöffnete Auge, in das in der Romantik und Gotik der Raum selbst in mächtigen dunklen Massen auf einmal hineinstürzte, das Auge, das das Barock und Rokoko enger und enger zukniff, bis nur mehr ein einziger blendender Strahl eindringen konnte, mit dem Punkt für Punkt das Glasgewölbe abzutasten war, befreit sich plötzlich wieder und sucht von Neuem den Raum. Es hat ihn heute noch nicht völlig wiedergefunden. Aber in den Werken von der Art der Wallfahrtskirche „In der Wies“ hat es neuerdings zu suchen begonnen.

Die Entstehung der Wallfahrt, ihr Aufblühen, ihr Rückgang bieten nichts Ungewöhnliches. Einige Wunder-

sagen knüpfen sich an eine am Ort bewahrte Figur eines dornengekrönten Christus. Die geistlichen Behörden ermuntern nicht und unterdrücken nicht, sie beobachten. Der Zulauf wächst, der Glaube erstarkt. Nachdem es im Lauf der Jahre zweifellos geworden, daß die Pflanze gedeiht, nimmt die geistliche Obrigkeit die Pflege in die Hand. Der geduldete Gnadenort wird ein anerkannter. Der Abt des Prämonstratenserklosters in dem benachbarten Steingaden beschließt, eine Wallfahrtskirche mit einer Abordnung seiner Religiösen zu gründen. Im Jahre 1746 wird der Grund gelegt durch Probst Herculan von Diessen. Im Jahre 1749 ist der Chor fertig, die wunder-tätige Figur wird in den Hochaltar überführt. Bei dem starken Zufluß der Gläubigen — bis 240000 in einem Jahr — hat die Kirche reichliche Einnahmen, welche die Fortführung und Vollendung des Baues ermöglichen. Am 1. September 1754 findet die Einweihung durch Bischof Adelman von Augsburg statt. In seiner Blütezeit beherbergte das Kloster 6—8 Religiösen unter einem Superior. Bei der Säkularisation kamen Kloster und Kirche in die Hände des Staates. Mit größter Mühe entgingen sie dem Schicksal des Abbruchs. Heute betreut ein Beneficiat die Kirche. Das Ganze wird vom Staat unterhalten. Der nördliche Flügelbau dient der Kirche, der südliche dem Forstärar, was dem Nutzbau ein etwas ungleichmäßiges Ansehen gibt.

Der Schöpfer der Klosterkirche ist der Baumeister Dominicus Zimmermann aus Landsberg am Lech. —



Blick gegen den Hochaltar.



Blick gegen die Orgelempore.

Wallfahrts-Kirche: In der Wies. Baumeister: Dominicus Zimmermann aus Landsberg am Lech.
Wanderungen im Lande des oberbayerischen Barock und Rokoko.

(für einzelne Vorlesungen). Von den anwesenden 386 Studierenden, darunter 27 Damen, stammen 180 aus Preußen, 28 aus dem übrigen Deutschland, der Rest mit 161 aus dem Ausland, unter diesen allein 72 aus Rumänien. Von der Gesamtzahl der eingeschriebenen Studierenden gehören 275 der Fachgruppe für Architektur, 530 für Ing.-Wesen, 966 für Masch.-Ing.-Wesen und Elektrotechnik, 155 für Schiffbau und Schiffs-Masch.-Bau, 231 für Chemie und Hüttenkunde, 3 für allg. Wissenschaften an.

München hat einen Gesamtbesuch von 1506 (1378) Personen, darunter 39 Damen, von denen aber 1068 im Heeresdienst stehen, sodaß die Zahl der Anwesenden nur 438 (495) beträgt. Von der Ges.-Zahl sind 1374 Studierende, 41 Hörer, 91 Gastteilnehmer, darunter i. G. 39 Damen. Von den anwesenden Besuchern sind 165 Bayern, 102 aus dem übrigen Deutschland, der Rest von 171 Ausländer und zwar vorwiegend aus der Schweiz, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg. Von den anwesenden 321 Studierenden (darunter 5 Damen) gehören 15 der allg. Abteilung, je 72 der Abt. für Bauingenieurwesen bzw. Architektur, 109 für Masch.-Ing.-Wesen, 40 für Chemie, 13 für Landwirtschaft an.

Dresden hat von 1358 (1237) Gesamtbesuchern, darunter 150 Damen, 910 ins Feld gesandt, sodaß nur 448 Anwesende verbleiben, darunter 161 Ausländer. Von der Ges.-Zahl entfallen auf Studierende 1114 (darunter 26 Damen), auf Hörer 104, auf Gastteilnehmer für einzelne Fächer 140 (darunter 100 Damen). Von den Studierenden und Hörern sind 788 Sachsen, 269 aus dem übrigen Deutschland. Von den Ausländern sind 47 aus Oesterreich-Ungarn, 45 aus Bulgarien, 28 aus Norwegen. Es gehören der Fachgruppe für Architektur an 275, für Ing.-Wesen 192, der Mechanischen Abt. 373, für Chemie 218 und der Allg. Abt. 160.

Hannover weist eine Besucherzahl von 1184 (1171) Personen nach, von denen 892 beurlaubt, also nur 292 anwesend sind, einschl. 106 Damen. Es sind davon 1035 Studierende, 149 Hörer und Gastteilnehmer. Von den anwesenden 143 Studierenden gehören 25 der Fachgruppe für Architektur, 39 für Bauing.-Wesen, 33 für Masch.-Ing.-Wesen, 32 für Chemie und Elektrotechnik, 14 für allg. Wissenschaften an. Von der Ges.-Zahl der Anwesenden sind 109 Preußen, 24 aus dem übrigen Deutschland, 23 aus dem Ausland.

Darmstadt besitzt mit 1066 eingeschriebenen Personen einschl. 151 Gästen gegenüber 903 im Semester 1915 eine erhöhte Besucherzahl, davon 401 aus Hessen, 596 aus dem übrigen Deutschland, 65 aus dem Ausland. Beurlaubt sind wegen Militärdienst 748 Personen, anwesend also nur 314, darunter 125 Damen, meist als Gastteilnehmer. Von der Ges.-Zahl von 911 Studierenden (einschl. 1 Hörer) sind nur 163 anwesend, von denen 33 (darunter 6 Damen) der Fachgruppe für Architektur, 27 für Ing.-Wesen, 40 für Masch.-Ing.-Wesen, 6 für Papier-Ing.-Wesen, 23 für Elektrotechnik, 23 für Chemie, Elektrochemie und Pharmazie (5 Damen), 11 der Allg. Abt. (darunter 1 Dame) angehören.

Karlsruhe gibt seine Besucherzahl mit 898 (791) an, weist also ebenfalls einen Zuwachs auf. Davon sind 843 Studierende (darunter 11 Damen), 55 Gastteilnehmer. 416 gehören dem badischen Land an, 334 dem übrigen Deutschland, 93 dem Ausland. Darunter sind 38 Oesterreich-Ungarn und Schweizer, 16 Norweger, 22 Bulgaren. Beurlaubt sind 719 Personen, sodaß also nur 179 anwesend sind.

Stuttgart hat an eingeschriebenen Personen 853 (760), darunter 700 Studierende, 163 Gasthörer. Bei den letzteren liegt hauptsächlich der Zuwachs gegenüber 1915. Damen sind unter den Studierenden 3, unter den Gasthörern 107. Aus Württemberg stammen 525, aus dem übrigen Deutschland 147, aus dem Auslande 28 Studierende, darunter allein 25 aus der Schweiz. Beurlaubt bzw. im Felde sind 600 Personen, sodaß die Zahl der Anwesenden nur 253 beträgt. Von der Ges.-Zahl der Studierenden sind 587 ordentliche, 113 außerordentliche und es gehören an: 137 der Fachgruppe für Architektur, 154 für Ing.-Wesen und Geodäsie, 227 für Masch.-Ing.-Wesen und Elektrotechnik, 117 für Chemie, Hüttenwesen, Pharmazie, 65 für Mathematik und Naturwissenschaften.

Danzig zählt insgesamt 706 Personen, von denen aber 522 beurlaubt sind, sodaß nur 184 als anwesend verbleiben, darunter 14 Damen und 12 Ausländer. Von der Ges.-Zahl sind 551 Studierende, 155 Hörer und Gastteilnehmer. Von der Ges.-Zahl der Studierenden gehören an: der Fachgruppe für Architektur 86, für Ing.-Wesen 184, für Masch.-Ing.-Wesen und Elektrotechnik 149, für Schiffbau und Schiffs-Masch.-Bau 51, für Chemie 39 und für allg. Wissenschaften 42. Anwesend sind nur 78 Studierende, 473 stehen im Feld.

Aachen hat 675 eingeschriebene Besucher (682), darunter 644 Studierende, 31 Hörer und Gastteilnehmer.

Beurlaubt sind 469, sodaß als anwesend nur 206 verbleiben, darunter 19 Damen und 89 Ausländer. Von letzteren stammen 56 aus Luxemburg. Von den Studierenden selbst sind nur 175 anwesend, von ihrer Ges.-Zahl gehören an: der Gruppe für Architektur 59, für Bauing.-Wesen 84, für Masch.-Ing.-Wesen und Elektrotechnik 139, für Bergbau, Hüttenkunde, Chemie und Elektrochemie 321 und für allg. Wissenschaften 41.

Braunschweig hat 390 Besucher (417), von denen 273 beurlaubt sind, sodaß also nur 117 die Vorlesungen besuchen. Unter diesen sind noch 25 Damen und 8 Ausländer. Als Studierende sind 308, als Fachhörer 52, als Gasthörer 30 Personen eingeschrieben. Von den Anwesenden gehören an: der Fachgruppe für Architektur 6 (1 Dame), für Ingenieurwesen 12, für Masch.-Ing.-Wesen einschl. Elektrotechnik und Textil-Ing.-Wesen 24, für Chemie 22, für Pharmazie 16 (2 Damen), für allg. Wissenschaften 7 (2 Damen) an.

Breslau als unvollständige Technische Hochschule steht mit einer Ges.-Zahl von 298 Personen einschl. 13 Gästen (281 in 1915), davon beurlaubt 245, also anwesend nur 53, wieder am Schluß. Die Besucher sind fast ausschließlich Preußen (253), aus dem Ausland entstammen nur 11. Als Studierende eingeschrieben sind 246, davon anwesend nur 38. Von der Ges.-Zahl der Studierenden gehören an: 128 der Abt. für Masch.-Ing.-Wesen und Elektrotechnik, 104 der Abt. für Chemie und Hüttenkunde, 14 der Abt. für allg. Wissenschaften. Unter den Eingeschriebenen sind 4 Damen. —

Wettbewerbe.

Einen Wettbewerb um Entwürfe zu Kriegergrabmalen und Kriegergedenktafeln in schlesischem Marmor schreibt mit Frist zum 6. Oktober d. J. für alle Künstler, die ihren Wohnsitz in den Prov. Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen und den besetzten russischen Gebieten haben, der Vorstand des „Schlesischen Bundes für Heimatschutz“ in Breslau für die Firma Marmorwerk W. Thust in Gnadenfrei i. Schl. aus, die an Preisen insgesamt 1600 M. aussetzt. Es handelt sich um Entwürfe für die Ausführung in einfachen Verhältnissen (ohne reichen bildnerischen Schmuck) und in schlesischem Marmor, die dieses Gestein in seinen verschiedenen Behandlungsarten charakteristisch zum Ausdruck bringen sollen. Das Ausschreiben betrifft 2 Gruppen von Entwürfen: I. für Kriegergrabmale für Reihengräber und bevorzugte Grabstätten und Kriegergedenksteine zur freien Aufstellung auf Friedhöfen, an Kirchen, Wandgedenktafeln für Kirchhofs-, Kirchen- und Hausmauern usw. Für jede Gruppe sind an Preisen 800 M., zerfallend je in I. Pr. von 200, II. Pr. von 150 und 6 III. Preise von je 75 M., ausgesetzt, außerdem behält sich die Firma den Ankauf weiterer Entwürfe für nicht unter 50 M. vor. Sie erwirbt damit für sich das Ausführungsrecht aller preisgekrönten und angekauften Entwürfe, während der Bund für Heimatschutz eine Veröffentlichung derselben plant. Im Preisgericht u. a. die Hrn.: Prov.-Konserv. Reg.-u. Brt. Dr. Burge-meister, Arch. Effenberger, Arch. Brt. Grosser, kgl. Gartenb.-Dir. Erbe, Bildhauer Prof. von Gosen, Maler Prof. Wislicenus, sämtlich in Breslau, Techniker Georg Müller als Vertreter der Fa. Thust. Unterlagen und Auskunft durch die Geschäftsstelle des Schles. Bundes für Heimatschutz, Breslau XVI, Auenstr. 20. —

Ein Preisausschreiben um Entwürfe zu Kriegerdenkmälern für österreichische Künstler hat das Minist. für Kultus und Unterricht in Wien erlassen. Die Entwürfe, und soweit sie sich plastisch darstellen lassen, Modelle, sind in der Zeit vom 20.—30. September d. J. einzureichen. Art, Form und Standort des Denkmals ist dem Künstler überlassen, jedoch ist eine bestimmte, dem öffentlichen Verkehr zugängliche Oertlichkeit zu wählen. Zugelassen sind Werke der Baukunst, Bildhauerei, Malerei oder Verbindungen derselben. Ausgeworfen ist eine Preissumme von insgesamt 66 000 K., verteilt auf je zwei I. Pr. zu 15 000, II. Pr. zu 8 000, III. Pr. zu 6 000, IV. Pr. zu 4 000 K., die jedoch auch anders verteilt werden können. Jeder Künstler kann nur einen Preis erhalten. Das Preisgericht bildet die ständige Kunstkommision genannten Ministeriums. —

Chronik.

Eine neue protestantische Gustav Adolf-Kirche in Nürnberg wird nach dem Entwurf des Architekten Karl Brendel daselbst im Vorort Lichtenhof zur Errichtung gelangen. Mit dem Gotteshaus selbst wird in einheitlicher Baugruppe ein Pfarrhaus verbunden. —

Eine Reformations-Gedächtniskirche für Nürnberg ist für die Maxfeld-Vorstadt geplant. Für das in monumentaler Form gedachte Gotteshaus liegen Entwürfe der Architekten Prof. Jos. Schmitz in Nürnberg und Prof. Schulz daselbst vor. Die Wahl des Ausführungs-Entwurfes erfolgt in Kürze. —

Versammlungen und Berichte.

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. In der Sitzung vom 10. Dez. 1915 unter Vorsitz des Hr. Dr. Gleim und unter Anwesenheit von 48 Mitgliedern hielt Hr. Bmstr. Baritsch von der Hamburgischen Eisenbahn-Bauinspektion (Hafenbahnen) einen Lichtbilder-Vortrag über Umbau und Erweiterung des Hafenbahnhofes Hamburg-Süd. Für denselben sind im Juni 1913 von Senat und Bürgererschaft 5768000 M. bewilligt worden. Es entfallen auf Umbau und Ausstattung des Bahnhofes mit Stellwerken, Zollrampen und Gleiswagen rd. 3000000 M.; auf Verbreiterung der Durchfahrt unter der Niedernfelder Brücke mit 3 großen Brücken-Neubauten, einer zweigleisigen und einer eingleisigen Eisenbahnbrücke, welche letztere später die von der im Bau befindlichen Elbbrücke kommende Freihafen-Hochbahn aufnehmen wird, und der Straßenbrücke im Zug des Veddel-Dammes, insgesamt 1500000 M.; auf die Straßenverbindung vom Veddel-Damm nach dem Wilhelmsburger Platz durch die schon bestehende Unterführung nördlich der Station Veddel mit einem Zollhof, beides zur Entlastung der Tunnelstraße und deren entsprechender Zollanlage, 500000 M.; auf die Brücken des zweiten Hafenbahn-gleises über Hamburger Chaussee und Muggenburger Durchfahrt 250000 M. und schließlich 520000 M. auf eine neue Brücke über den Veddel-Kanal im Zug der verlegten Klütjenfelder-Straße. Redner gab zunächst eine Uebersicht über die Entstehung und Entwicklung des Hafenbahnhofes Hamburg-Süd von der Anlage der Petroleum-Hafenbahn im Jahre 1880 bis zum Zustand vor dem Umbau 1913. Mit dem Ausbau des südlichen Freihafens in allen seinen Teilen bis Waltershof hatte der Verkehr auf dem Bahnhof ständig zugenommen, weshalb er, damit Schritt haltend, vergrößert werden mußte. Ein ungünstiges Zusammentreffen von Konjunktur und den Witterungseinflüssen auf den Flußschiffsverkehr hatte im Februar 1913 zu

der bekannten Verkehrsstockung geführt. Der Redner schildert nun die Betriebsführung auf dem alten Bahnhof und den Entwurf für den Umbau. Derselbe sieht eine zweigleisige Verbindung mit Wilhelmsburg und eine Vermehrung der Einfahrts- sowie der Ausfahrtsgleise vor, welche letztere der Zollrevision dienen. Die Anlage zeichnet sich durch die geschickte Ausnutzung des Bauplatzes, die Vermeidung von Hauptgleis-Kreuzungen sowie durch die umfangreichen Anlagen für den Zolldienst aus.

Die Bauarbeiten sind um die Jahreswende 1913/14 begonnen und, trotz des erheblichen Kriegsverkehrs im Hafen, ohne jegliche Störung des Eisenbahnverkehrs durchgeführt worden. An Hand von Gleisplänen und Aufnahmen von den Bauarbeiten werden alle die Gleis-Neubauten und -Umlegungen geschildert, die in der Zwischenzeit unter Leitung des Herrn Baurat Voß durch die Bahnmeisterei Hamburg-Süd ausgeführt wurden; die Südseite des Bahnhofes ist nämlich bereits umgebaut, die Nordseite wird im nächsten Jahr folgen. Es ist zu hoffen, daß der Bahnhof alsdann allen Ansprüchen genügen wird. Das zwischen dem Saalehafen und Reiherstieg, Spreehafen und Veddel-Kanal und Veddel-Damm zur Verfügung stehende Gelände ist alsdann nach einem einheitlichen Plan ausgebaut, von dem zunächst 10 km Gleise zurückgestellt wurden, die späteren Verkehrszunahmen dienen sollen. —

Vers. am 7. Jan. 1916. Vors.: Hr. Classen, anwes. 57 Pers. Es erhält Hr. Joseph das Wort zur Vorführung von Lichtbildern und anderen Bildern aus Indien.

Er beginnt mit einem kurzen geographischen Ueberblick an Hand einer Skizze und erläutert die gewaltigen Größenverhältnisse Indiens, dessen Ausdehnung, bei etwa der achtfachen Fläche des Deutschen Reiches, z. B. in nordsüdlicher Richtung der Entfernung Stockholm—Malta gleichkommt. Die mannigfache Bodengestaltung des Landes bedingt große klimatische Verschiedenheiten, womit die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung und eine wenig einheitliche Staatenbildung zusammenhängt. Seit etwa d. J. 1000 herrscht im größten Teil von Hindustan bis in den Dekhan hinein der Islam. Nach einem, ohne nachhaltige politische Folgen gebliebenen Einfall der Mongolen unter Timur im Jahre 1398, wobei Delhi zerstört wurde, gründete ein Nachkomme Timurs, Babur, nach seinem Siege von Panipat im Jahre 1526 das Reich der Großmogule, deren letzter, Bohadur, im Jahre 1857 von den Engländern abgesetzt wurde. Von Baburs Nachfolgern sind für die Bauten, die wir hier zu betrachten haben, sein Sohn Humayun, dessen von 1556—1605 regierender Sohn Akbar, der bedeutendste Herrscher des Geschlechtes, und Jehan zu nennen.

Um Delhi befinden sich, hauptsächlich in südlicher Richtung, ungeheure Trümmerstätten der mehrmals zerstörten und nicht genau an derselben Stelle wieder aufgebauten Stadt, von Moscheen, Grab-Kirchen und Befestigungen. Redner führt u. a. Humayuns Grab vor, errichtet 1572 von Akbar, einen Kuppelbau aus weißem Marmor. In dem 6 km Umfang messenden Lalkot aus dem 11. Jahrhundert mit seinen 15 bis 18 m hohen, 9 m starken Mauern, ist eine Moschee mit bemerkenswerter Architektur erhalten, ferner eine 7 m hohe, aus dem 4. Jahrhundert stammende schmiedeiserne, aus kleinen Stücken zusammengeschweißte Säule. Weiter wird die 72,5 m hohe, um 1200 errichtete Siegestsäule Kutub Minar gezeigt mit ihrer, im Gegensatz zu den vorwiegend islamitischen, sonstigen vorgeführten Bauwerken, mehr indische Elemente aufweisenden Architektur.

In Neu-Delhi mit seiner engen Eingeborenen- und weitläufig angelegten Europäerstadt ist die von Jehan angelegte Jama-Moschee, ein gewaltiger, prachtvoller Bau, bemerkenswert. Sie zeigt wie alle Moscheen, hinter einem Torbau einen großen, von Hallen umschlossenen Hof und in dessen Mitte ein für religiöse Waschungen dienendes Becken. Hinten wird der Hof durch die mit gewaltiger Nische sich öffnende Gebetshalle geschlossen, über der sich eine oder mehrere Kuppeln erheben, seitlich Minarets. Als Material ist weißer Marmor verwandt, während die Innenräume mit reichsten Mosaiken bekleidet sind.

Das Fort von Delhi, gleichfalls von Jehan erbaut, 1000:500 m groß, enthält den mit ungeheurem Prunk ausgestatteten Palast, aus dem viele Kostbarkeiten, so der berühmte Pfauenthron, von den Persern 1738 geraubt sind.

Agra, worauf Redner nun übergeht, wie Delhi, am Jammalaß gelegen, Akbars Residenz, wurde von diesem 1556 gegründet. Die Stadt zeigt heute dieselbe Trennung von Eingeborenenvierteln und Europäervierteln wie Delhi. Ein hervorragend schöner Bau ist die von Jehan erbaute Perlmoschee. Das Fort enthält den prunkvollen Palast von Akbar, aus dem u. a. die Audienzhalle, die prächtig und zweckmäßig eingerichteten Bäder und Terrassenanlagen

gezeigt werden. Nahe bei Agra liegt eines der bedeutendsten Bauwerke des Orients, Taj Mahal, das Grab der Lieblingstgattin des Jehan, von diesem errichtet; innerhalb herrlicher Gartenanlagen ein mächtiger Kuppelbau, ganz aus Marmor, von 56:56 m, die Kuppel einschließlich Spitze ist 73 m hoch.

In Sikandra, 8 km von Agra, ist ein ähnlich mächtiger Grabdom für Akbar erbaut. Hier wurde der alsdann in den englischen Kronschatz verpflanzte Kohinoor aufbewahrt. 37 km von Agra befindet sich das ebenfalls von Akbar gegründete Fathpur Sikri, das an bemerkenswerten Bauten außer Moscheen und Gerichtshallen einen glänzenden Palast enthält mit einem Haremsbau für nicht weniger als 5000 Frauen, ein wohlhaltenes Denkmal des kraftvollen Herrschers.

Von Lucknow führt Redner sodann eine Anzahl Bauten vor, die z. T. europäischen, nicht gerade vorteilhaften Einfluß zeigen. Den Schluß der Lichtbilder bilden eine Anzahl nicht durchweg anmutiger Singalesinnen.

Anschließend bringt Redner noch interessante Angaben aus dem äußerst lezenswerten Buche von Dr. Sten-Konow über Indien. Die englische Herrschaft wird durch die indische Kleinstaaterie — es gibt nahe an 700 von einander unabhängige Fürstentümer — wesentlich erleichtert. Jeder unmittelbare Verkehr zwischen den indischen Fürsten ist unterbunden, sie verkehren lediglich durch die englischen Residenten miteinander. Waffen werden den Indern grundsätzlich vorenthalten, was so weit geht, daß sie sich nicht einmal gegen wilde Tiere ausreichend zu schützen vermögen.

Viel haben die Engländer für den Verkehr geleistet. Sie haben 50 000 km Eisenbahnen gebaut, die sich gut rentieren, ferner 65 000 besonders gut gebaute, 230 000 km gewöhnliche, aber noch mit Lastautos befahrbare Landstraßen. Die Landwirtschaft ist bisher nicht sonderlich gefördert worden, die Bauern sind arm und vielfach verschuldet, die Arbeitsmethoden rückständig. Manches ist an künstlicher Bewässerung geleistet. Ganz zurück geblieben ist die Viehwirtschaft. In der Forstwirtschaft liegen erst aussichtsvolle Anfänge vor, nachdem früher die Wälder systemlos niedergebrannt waren, um Ackerland zu gewinnen, so daß Mangel an Nutzholz herrscht. Trotz günstiger Vorbedingungen, wie ziemlich reiche Kohlenfelder, sehr niedrige Löhne, Gewinnung vieler Rohstoffe im Lande, hat sich eine nennenswerte Industrie nur in Jute und Baumwolle entwickelt. Eine weitgehende Förderung der Industrie in Indien läge wenig im englischen Interesse.

Der indische Handel zeigt eine die Einfuhr weit überwiegende Ausfuhr. Letztere umfaßt im wesentlichen Bodenprodukte, wie Baumwolle, Jute, Reis, Weizen, so dann Tee, Oelsamen usw. (an Industrieprodukten hauptsächlich nur Jutewaren), während Industrieprodukte, darunter vorwiegend Baumwollwaren, eingeführt werden. An der indischen Einfuhr hat England weitaus den größten Anteil, während die übrigen großen Handelsstaaten überwiegend von Indien einführen; z. B. beträgt Deutschlands Einfuhr von Indien 240 Mill. gegen nur 55 Mill. Ausfuhr dahin.

Der große indische Ausfuhrüberschuß bringt dem indischen Volke, zumal dem Bauern, dessen Produkte ausgeführt werden, keine Bereicherung, der Gewinn bleibt vielmehr im wesentlichen in den Händen der englischen Handelswelt.

Die zusammenfassenden Schlußsätze des erwähnten Buches von Dr. Sten-Konow mögen hier wiedergegeben werden: „Die englische Herrschaft in Indien ist durchaus auf materieller Grundlage aufgebaut. Und gerade dadurch ist die Stellung der Engländer im Lande so stark geworden. Kühle Berechnung ist das leitende Prinzip gewesen. Und so ist auch nicht die Liebe und Zuneigung des indischen Volkes, welche diese Herrschaft sichern, sondern die Armee einerseits und das große ökonomische Bauwerk andererseits, das die Engländer in Indien errichtet haben.“

Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Frankfurt a. M. Am 27. März 1916 gab der Verein seinem auf dem Felde der Ehre schwer verwundeten und dann in einem Feld-Lazarett verstorbenen treuen und als Künstler hervorragenden Mitglied, dem Architekten und Glasmaler Rudolf Linne-mann, das letzte Geleit. Seine Bestattung auf dem Hauptfriedhof in Frankfurt war allgemeiner Wunsch der Künstler- und der Einwohnerschaft, weil der Verstorbene nicht nur in zahlreichen öffentlichen und Privat-Gebäuden sich Denkmäler seiner vollendeten Kunst gesetzt hatte, sondern in Deutschland überhaupt als einer der Ersten seines Faches hochgeschätzt war. Im Verein hatte er sich oft

durch Vorführung bedeutender Werke verdient gemacht, aber auch durch Diplome, Adressen u. dergl., auf welchem Gebiet er hervorragende Leistungen bot, hatte er in Architekten- und Künstler-Kreisen sowie in verwandten Körperschaften seinen Namen verewigt. —

Die Versammlung vom 10. April 1916 eröffnete der Vorsitzende, Hr. Luthmer, mit der Aufforderung zum Erheben von den Sitzen zum ehrenden Gedächtnis des Für's Vaterland verstorbenen Glasmalers Rud. Linnefmann. Sodann hielt Hr. Gerstner einen Vortrag über das Beer-Sondheimer'sche neue Tellus-Geschäftshaus an der Bockenheimer Landstraße in der Nachbarschaft der Häuser Rothschild und Passavant. Genanntes größtes Bauwerk aus Frankfurts neuester Zeit war durch eine reiche Plan- und Modellsammlung Dank der Ueberlassung durch den Erbauer Hrn. Otto Böppler, veranschaulicht. Den Lageplan besprechend wurde die Ausdehnung der etwa 100 m langen, 27 m breiten Baugruppe betont, welche 1600 qm bedeckt, von der Bockenheimer Landstraße zum Kettenhofweg durchreichend. Hauptfront Travertin, Seitenfronten Tuff und Putz. An die Haupteingänge in den Mittelachsen in S. und N. schließen sich seitliche an, an der Ost- und Westfront. Ersterer führt das männliche und zahlreiche weibliche Personal in seine getrennten Fahr- rad-, Abort-, Wasch- und Speise-Räume mit Küche, Anrichte usf., Betsaal und alle erforderlichen Neben-Anlagen, endlich zu der vom Erdgeschoß durch Steintreppen zugänglichen, mit Kacheln bekleideten Schatzkammer für Edelmetalle und Wertpapiere. Treten die Vorstände und ihre Kunden durchs Mittelportal des Erdgeschosses und durch die vorgelegte Säulenstellung, so gelangen sie in den Hauptvorplatz. Er ist durch die halbrund geplante Haupt-Treppe beleuchtet und durch Marmorfußboden und Sockel, sowie Teppichbelag und Beleuchtungskörper einladend ausgestattet. Vorher gehts vorüber an der auch ladend ausgestatteten Pforterstube. Zu ebener Erde gelangt man zuerst in die näherer Benutzung noch vorbehaltenen Nord-Räume, um dann links der Treppe den durch den Mittelkuppelraum erweiterten Mittelgang zu betreten, an dem, durch Wart- und Empfangs-Zimmer zugänglich, Kontor- und Lese-Räume des ersten Vorstandes stoßen mit Neben-Anlagen, wie Aufzug, Telephon, Briefschalter, Wasch- und Klossetzellen. In dem durch alle 6 Geschosse reichenden, durch Drahtglas-Oberlicht mit Malerei und Glasprismen-Böden gut beleuchteten Mittelbau liegt hier der Briefsammelraum, wie überhaupt dieser Mittelraum durchweg als organische Verbindung des gesamten Geschäftshaus-Verkehrses sehr geschickt eingerichtet ist. Die Südräume des Erdgeschosses sind z. Z. noch der Inspektion des Kriegsgefangenenlagers überlassen. I. und II. Obergeschoß haben ähnliche Einteilung und Ausstattung. Das II. dient der Tochtergesellschaft Tellus für ihre metallurgischen Zwecke. In allen dreien liegen an der Nordfront je ein großer und ein kleiner Sitzungssaal mit künstlerischer Ausstattung, jedoch ohne Prunk. Gemälde und plastischer Schmuck, besonders der Kamine bis auf die bronzenen Schürgeräte zeigen hier die sorgsame Zusammenwirkung kaufmännischer und künstlerischer Kräfte. Im Dachgeschoß bilden den Hauptinhalt die Laboratorien des Tellus, welche an Vollständigkeit denen der Universität nicht nachstehen, außerdem das große Archiv. Im durch Fahrstuhl zugänglichen Keller- geschoß findet der Besucher die maschinellen Einrichtungen für Heizung, Beleuchtung, Lüftung und Kraftanlagen verschiedenster Art, dabei die nötigen Magazine. Besondere Sorgfalt ist der Reinhaltung des Gebäudes zugewendet z. B. auch durch Kachelbekleidung der Wände nicht nur in den Schatzkammern für Edelmetall und Wertpapiere, sondern auch in vielen anderen Räumen. — G.

Bayerischer Kanalverein. Hauptversammlung in Kelheim am 18. Juni 1916. Der Geschäftsführer, K. G. Steller, führte in seinem Bericht über besondere Vorgänge während des letzten Jahres aus, für die Auslese unter allen den deutschen Wasserstraßenplänen, die technisch, finanziell und wirtschaftlich genügend geklärt seien, um die Ausführung nach dem Kriege nahezulegen, werde zunächst die Erkenntnis entscheidend wirken müssen, daß wir in Zukunft eine ergiebige, alle Möglichkeiten ausnutzende Ausgleichungs- und Ergänzungswirtschaft innerhalb Deutschlands pflegen müßten. Es seien durchgehende Großschiffahrtsstraßen einerseits zwischen dem Westen und Osten, anderseits zwischen dem Nordwesten und Südosten erforderlich. Als dringliche Aufgaben seien somit die Ergänzung des Mittel- landkanales durch das noch fehlende Stück Leine-Elbe und der Ausbau eines Main-Donau-Kanales in Verbindung mit dem von der bayerischen Staatsregierung

schon zugesagten Ausbau der Großschiffahrts- straße im Maintal zu bezeichnen. Ein zweites Merkmal der Dringlichkeit beruhe in der Erkenntnis, daß, wie eine vom Vereinsvorstand beschlossene und dem Reichskanzler übergebene Erklärung sagte, Deutschland in Zukunft seinen außereuropäischen Verkehr nicht auf die westlichen Wasserwege beschränken dürfe. Der dafür in Betracht kommende einzige Weg sei aber die Donau, die im Osten durch einen Donau-Oder, im Westen durch einen Rhein-Main-Donau-Kanal für Großschiffahrt nach ausreichend geklärten Plänen verbunden werden könne. Ersteres Werk sei eine österreichische Sache, letzteres sei nach der Erklärung des Vereinsvorstandes, die zu dem bekannten Bescheid des Reichskanzlers Anlaß gegeben habe, nach den in diesem Kriege gemachten Erfahrungen als eine der wichtigsten Aufgaben des Deutschen Reiches zu erachten. Der Vortragende wies auf die eifrig erörterte Frage einer mitteleuropäischen Mächtigengemeinschaft, einer „Arbeitsgemeinschaft des Friedens“ hin. Die bisherige Prüfung der Formen, welche einer solchen Gemeinschaft Planmäßigkeit und festen Halt zu verleihen vermöchten, hätte allerdings eine große Reihe nicht zu unterschätzender Schwierigkeiten gezeigt. Durchaus einig sei man sich aber über einen Punkt, daß eine von dem Nordwesten nach dem Südosten führende Groß-Verkehrsstraße eines der wirksamsten Mittel sein werde, um im Krieg das Deutsche Reich gegen eine völlige Absperrung seines Handels mit außereuropäischen Gebieten zu sichern und im Frieden das mitteleuropäische Wirtschaftsleben in erwünschter Weise zu fördern, die Volkskräfte der heute verbündeten mitteleuropäischen Reiche durch Anregung lebhafter Wechselbeziehungen zur höchstmöglichen Entfaltung zu bringen, ihre Gemeinschaft immer inniger zu gestalten und damit auch die Formen und die Fügung der Gemeinschaft ohne irgendwelchen Zwang staatsrechtlicher oder wirtschaftlicher Art, vielmehr in stetiger, sorgsamer Anpassung an die gegebenen staatlichen, klimatisch- und orographisch-wirtschaftlichen und ethnisch-kulturellen Verhältnisse der beteiligten Länder weiter zu entwickeln. Der neu zu schaffende Verkehrsweg werde, nach einem Ausspruch des Ministers des Inneren, seinen Scheitelpunkt in Bayern haben. Der Hr. Minister des Inneren habe in voller Würdigung der Bedeutung eines solchen Verkehrswerkes schon mit den Vorarbeiten für eine neue Prüfung, welcher die umfassenden und gründlichen technischen Pläne und wirtschaftlichen Untersuchungen des Bayerischen Kanalvereins zugrunde lägen, beginnen lassen und werde dem Landtag in einer Denkschrift ein fest- umrissenes, allgemeines Bauprogramm vorlegen. Auch der Verkehrsminister habe eine dem gleichen Zweck dienende Arbeit veranlaßt. Somit habe das letzte Jahr wertvolle Klärungen und Fortschritte erbracht. Wie dieser Krieg alle Kräfte des deutschen Volkes zu höchster Anspannung und Steigerung gebracht habe, welche ins Ungeheure gehende Möglichkeiten des gemeinsamen Willens sich in diesem Kriege entwickelt hätten, erweise vor aller Welt nicht nur der rühmliche Kampf unserer Krieger draußen gegen eine gewaltige Uebermacht der Feinde, sondern auch die unermüdete Arbeit zu Hause. Diese gelte vor allem der sieghaften Abwehr aller in dieser ersten Gegenwart hervortretenden Schwierigkeiten der Güter-Gewinnung und -Verteilung, sie gelte aber auch schon vorsorgender Schaffung der Bedingungen für ersprießliche Wiedereinsetzung des der Friedenswirtschaft dienenden Fleißes in einer, wie wir erwarten dürften, für uns glücklichen, von so großen Gefährdungen nicht mehr erfüllten Zukunft. An einer der vorsorgenden Aufgaben sei Bayern ein besonders bedeutsamer Anteil zugewiesen. Ueber den ganzen Umfang dieser Bedeutung sei man sich in Bayern überall klar, mit seinem König das Volk, mit der Regierung und Verwaltung alle Parteien und Erwerbsstände. Für die Erfüllung der Aufgabe würden letzten Endes der Staat mit dem Reich, das Reich mit dem Staat zusammenwirken müssen. Da könne keinerlei Schwierigkeit, keinerlei Bedenken walten, denn der Vertrag über die Aufbringung der Baukosten werde zugleich Staats- und Reichsinteresse sein, Staatsinteresse namentlich wegen der genügend erwiesenen Notwendigkeit, unserem rechtsrheinischen Lande günstigere Bezugs- und Absatzbedingungen durch eine Großschiffahrtsverbindung mit Rheinland-Westfalen zu sichern, Reichsinteresse wegen der politischen und wirtschaftlichen Allgemeinbedeutung einer Großschiffahrts- straße zwischen dem Nordwesten und Südosten Mittel-Europas, also zugleich „Interesse der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs!“ —



Die Verleihung des
im Völker-



Eisernen Kreuzes
Krieg 1914-16

ist, soweit wir Kenntnis davon erhielten, für hervorragende
Taten an folgende Angehörige unseres Faches erfolgt:

I. Klasse. (Fortsetzung).

W. Achilles, Reg.-Bmstr. bei der Eisenb.-Dir. in Essen.
Bürkner, Dr.-Ing., Geh. Ob.-Brt., Chef der Abt. für Schiffbau
im Reichsmarineamt.
Jos. Düssel, Dipl.-Ing., Professor in Düsseldorf.
Adolf Enders, Dipl.-Ingenieur.
Walter Euting, Oberbaurat in Stuttgart.
Julius Ext, Ingenieur in Breslau.
Karl Feldmann, Reg.-Bmstr. bei der Wasser- und Straßen-
Bauinsp. in Donaueschingen.
Hans Felsner, Dr.-Ing. in Köln a. Rhein.
Josef Flierl, Dipl.-Ing. bei der Gen.-Dir. der bad. Staatsbahnen
in Karlsruhe.
Christian Goedtke v. Adlersberg, Baurat, Vorst. des Mil-
Bauamtes I in Potsdam.
Otto Heilmann, Architekt in München.
Fritz Hornberger, Architekt in Stuttgart.
Bernhard Hoitz, Dipl.-Ingenieur in Berlin.
Rudolf Kietzer, Reg.-Baumeister in Berlin.
Kittler, Stadtbaumeister in Treuen i. Vogtl.
Adolf Kleinlogel, Dr.-Ing., Privatdozent an der Techn. Hoch-
schule in Darmstadt.
Paul Krämer, fürstl. plessischer Baumeister in Pleß.
Fritz Kreis, Architekt, Dipl.-Ing.
Daniel Krencker, Reg.-Baumeister in Trier.
Emil Langmann, Ingenieur in Dahl a. d. Volme.
Gustav Leonhardt, Baumeister von Leipzig.
Habbo Lüpkes, Reg.-Bauführer beim Wasserbauamt Emden.
Arnold Metzler, Reg.-Bauführer von Letmathe i. Westf.
Wilhelm Müller, Reg.-Baumeister in Münster i. W.
Paul Nagel, Reg.-Baumeister von Karlsruhe i. B.
Max Peemöller, Landmesser bei der Sektion für Strom- und
Hafenbau in Hamburg.
Dr. Stephan Prager, Reg.-Bmstr. vom D. Gen.-Konsulat in
New-York.
Willy Rau, Architekt in Frankfurt a. M.
Fritz Rissom, Arch. (†), Teilhaber der Fa. Charles Colemann
in Lübeck.
Schmidt, Architekt in Lücknitz.
Paul Schneider, Oberingenieur in Frankfurt a. M.
Schönfeld, Reg.-Bmstr., Betriebsleiter der Buderus'schen
Eisenwerke in Wetzlar.
Otto Splittgerber, Dipl.-Ingenieur in Posen.
Otto Stieglitz, Reg.-Baumeister in Frankfurt a. M.
Adolf Stradtman, Dipl.-Ingenieur in Hagen i. W.
Moritz Uhlig, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Eugen Wahl, Dipl.-Ingenieur von Dessau.
Rudolf Wittmer, Dipl.-Ing., Reg.-Bauführer in Kiel.
Heinrich Wolff, Reg.-Baumeister von Berlin.

Fortsetzung der Liste der Inhaber des Eisernen Kreuzes
II. Klasse.

W. R. Augustin, Brt. bei den Staatseisenbahnen in Leipzig.
Wolfgang Bäseler, Dr.-Ing., Reg.-Bmstr. in Erfurt.
Karl Bartel, Ing. bei Ph. Holzmann & Co. in Hamburg.

Felix Bauer, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Otto Becker, Reg.-Baumeister in Osterode i. Ostpr.
Hans Berg, Reg.-Baumeister in Hannover.
Emil Bergander und } Stud. der Technischen Hochschule in
Wilhelm Berger } Dresden.
Wilhelm Berke, Stud. der Techn. Hochschule in Darmstadt.
Wilhelm Berlin, Reg.-Bmstr., Vorst. des Wasserbauamtes in
Hameln.

Konrad Blaesig, Reg.-Baumeister in Hannover.
Ingwer Block, Ingenieur von Berlin.
Georg Boettke und } Stud. der Technischen Hochschule in
Rudolf Böhner } Darmstadt.
Hugo Böttcher, Architekt bei der Hochbaudeputation Berlin.
Fritz Brandes, Reg.-Bmstr. bei d. Eisenb.-Dir. Berlin.
Karl Brehm, Bauinspektor in Stuttgart.
Konrad Breihof und } Stud. der Technischen Hochschule in
Paul Breitenbach } Darmstadt.
Erich Bretschneider, Reg.-Baumeister in Berlin.
Peter Brückmann, Reg.-Baumeister in Osnabrück.
Wilhelm Büchner, Bauinspektor in Offenburg i. B.
Claus, Reg.-Baumeister in Philippstal.
Hugo Conze, Architekt in Bremen.
Rud. Dalcho, Dipl.-Ing., Baupraktikant in Bayreuth.
Willi Dameris (†), Arch. des Rheinischen Bauernvereins.
Franz Danzbrink, Reg.-Bauführer in Paderborn.
Friedrich Dobberke und } Stud. der Technischen Hochschule
Friedrich Doerffel } in Dresden.
Walter Dolgner, Reg.-Baumeister in Berlin.
Leo Edel, Architekt in Berlin.
August Eisenlohr, Reg.-Baumeister in Stuttgart.
Wilhelm Emrich, Dir.-Rat in Neu-Ulm.
Ermisch, Dr.-Ing., Reg.-Bmstr. beim Landbauamt I in Dresden.
Wilhelm Eyert, Reg.-Baumeister in Halle a. d. Saale.
Richard Fahl, Reg.- und Baurat in Salzwedel.
Paul Fehmer, Dipl.-Ing., Reg.-Bauführer.
Fenwarth, Dipl.-Ing., Lehrer an der Maschinenbauschule in
Posen.

Alfred Förster, Brt., Vorst. des Wasserbauamtes in Thorn.
Alfred Franzen, Stud. der Techn. Hochschule in Darmstadt.
Karl Freund, Stud. der Techn. Hochschule in München.
Ludwig Frorath, Reg.-Baumeister in Straßburg i. Els.
Stephan Fütterer, Ob.-Bauinsp. bei der Gen.-Dir. der Eisenb.
in Karlsruhe i. B.

Willy Genzmer, Kandidat der Baukunst von Berlin.
Alfred Goedecke, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Klaus Groth, Stud. der Techn. Hochschule in Darmstadt.
M. Groth, Brt. der Baupolizeibehörde in Hamburg.
Rudolf Haagner, Eisenbahn-Assessor in Würzburg.
Reinhard Hagedorn, Stud. d. Techn. Hochschule in Darmstadt.
Rudolf Hager, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Bernhard Happel, Reg.-Baumeister in Darmstadt.
Friedrich Haupt und } Stud. der Technischen Hochschule in
Erich Heil } Dresden.
Hans Heinmüller, Stud. der Techn. Hochschule in Darm-
stadt.

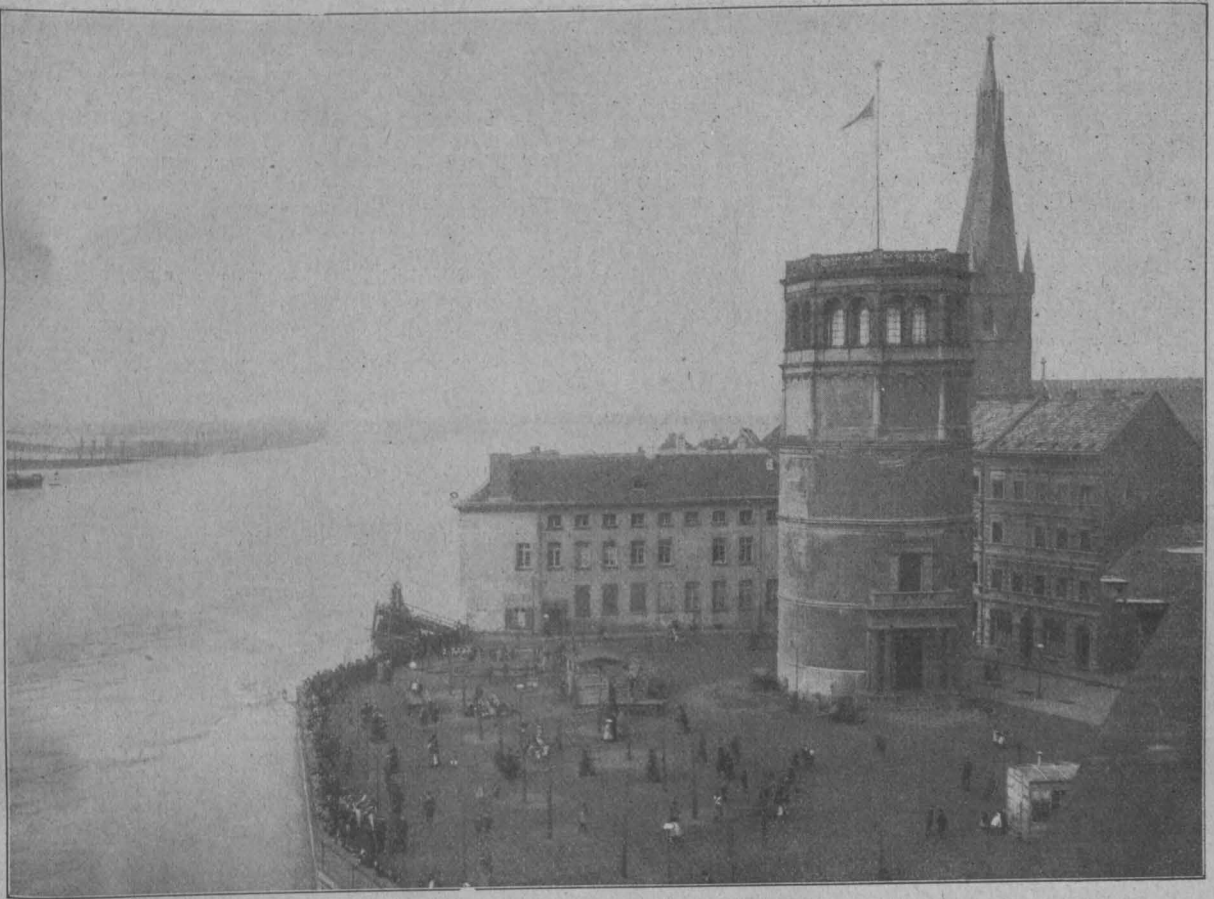
Alfred Heinrich, Reg.- u. Brt., Mitglied der Eisenb.-Dir. in
Hannover.
Erich Hempel, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Ludwig Henle (†), Dipl.-Ing., Bauprakt. in Schongau.
Fritz Hering, Stud. der Techn. Hochschule in Darmstadt.
Werner Herrmann und } Stud. der Technischen Hochschule
Ludwig Heuser } in Dresden.
Jakob Hibben, Reg.-Bauführer beim Wasserbauamt Norden.
Adolf Hinrichsen, Stud. der Techn. Hochschule in Darm-
stadt.

Hans Hoebel, Reg.-Baumeister in Wloclawek.
Aug. Hoffmann, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Holmann, Reg.-Bmstr. bei der Staatseisenb. in Freiberg i. Sa.
Hans Hollfelder, Stud. der Techn. Hochschule in Darmstadt.
Hermann Hopmann, Architekt in Hannover.
Julius Jacoby, Reg.-Baumeister von Ems (?).
Karl Jaeger, Reg.-Baumeister in Münster i. W.
Jakob Jordan, Reg.- und Baurat in Worms.
August Kaempffer, Baumeister von Görlitz.
Eduard Keil, Prof., Dir. der Baugewerkschule in Königsberg i. Pr.
Erich Kempinski, Reg.-Bfhr. bei der Eisenb.-Dir. Berlin.
Erich Kertzschner und } Stud. der Technischen Hochschule
Walter Kind } in Dresden.
Gustav Kirstein, Zuhörer der Techn. Hochschule in Dresden.
Heinrich Knoch, Reg.-Baumeister in Braunschweig.
Ernst Koester, Reg.-Baumeister in Sulingen.
Eugen Kohte, Regierungs- und Baurat in Posen.
Kurt Kosmahl, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Heinrich Kracht, Reg.-Baumeister in Marienheide.
Gustav Kräutle, Ob.-Brt. bei der Gen.-Dir. der Staatseisen-
bahnen in Stuttgart.
Friedr. Krauß, Reg.-Bmstr. bei der Eisenb.-Bausektion in Horb.
Felix Krug, Reg.-Bauführer in Halle a. Saale.
Hans Küster, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Kulemann, Stadtbaumeister in Saarbrücken.
Erich Kutzner, Stud. der Techn. Hochschule in Danzig.

Inhalt: Wanderungen im Lande des oberbayerischen Barock und
Rokoko, III. — Betriebsergebnis der Deutschen Kolonialbahnen im Rech-
nungsjahr 1913. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. — Vereinsmit-
teilungen. — Die Verleihung des Eisernen Kreuzes im Völkerrkrieg 1914-16.

Hierzu eine Bildbeilage: Innenansicht der Wallfahrts-
Kirche: In der Wies.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: L. V. Fritz Eiselen in Berlin
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



Rheinfront am Schloßurm in Düsseldorf mit Blick auf Runden Turm, Städt. Leihhaus und Sparkasse sowie Turm der St. Lamberti-Kirche. (Aufnahme vom Jahre 1895 von Hofphotograph Julius Söhn in Düsseldorf.)

DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 68. BERLIN, DEN 23. AUGUST 1916.

Dresden und Düsseldorf als Kunststätten!

Von Architekt Dipl.-Ing. Eduard Lyonel Wehner in Düsseldorf.

Hierzu die Abbildungen S. 359.

I. Dresden.

Dem Ankömmling bietet sich in dem üblichen Bahnhofsviertel zunächst kein erfreuliches Bild. Der Bahnhof liegt mit seinen Ausgängen nach drei Seiten, sodaß man schwer die Richtung zur Stadt findet, wenn man nicht gut bekannt ist oder sein Reisehandbuch zur Hand hat. Wie überall, so muß man auch in Dresden erst Blocks mit eintönigen Steinmassen überwinden, ehe man zu den eigentlichen Stätten der Kunst gelangt. Wer häufig in Dresden war, weiß diesen Weg rasch zu finden, hat er doch sein Hauptziel in dem wegen seiner ausgezeichneten Monumentalbauten weltberühmten Theater-Platz, der stets die Bewunderung aller Kunstfreunde erregt und deren ständige Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nimmt. Vor nicht langer Zeit machte dieser Monumentalplatz wieder viel von sich reden, handelte es sich doch darum, eine Lösung zu finden für die Bebauung der dem Museum gegenüber liegenden Platzwand an der Elbe, welche bisher von dem sogenannten „Italienischen Dörfchen“ eingenommen war. Künstler und Gelehrte erörterten diese für die Kunstwelt besonders wichtige Angelegenheit in der Fach- und Tagespresse mit sich zum Teil sehr widerstrebenden Meinungen. Letzten Endes gewannen die Anschauungen der städtischen Verwaltung, welche sich auf den Entwurf des städtischen Bauamtes stützen, die Oberhand und so kam dann das Gebäude — ein städtisches Café und Restaurant — zustande, welches man heute im Rahmen des Platzes erblickt. Wenn man die Geleitzerte, welche Cornelius Gurlitt einer Veröffentlichung dieses neuen Bauwerkes vorausschickt, mit Aufmerksamkeit liest, so gewinnt man den Eindruck, als ob man hier etwas argumentieren wolle aus dem Gefühl heraus, der Richtigkeit seiner Ansicht nicht mehr so ganz

sicher zu sein, aber den einmal eingenommenen Standpunkt nicht aufgeben wolle. Sollte das etwa der Fall sein? Sollte man nachträglich doch empfinden, daß dieses Bauwerk, so künstlerisch es an und für sich ist, auf diesen Platz nicht gehört? Sei dem, wie ihm wolle, der unbefangene Beobachter, welcher sich der Mühe unterzieht, den Platz eingehend zu studieren und seine umgebenden prächtigen Bauten wiederholt auf sich wirken läßt, wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß hier ein Fremdkörper in ein harmonisches Ganzes eingedrungen ist, welcher die Gesamtwirkung schädigt. Mag man sagen, daß dieser Platz infolge des weiten Abstandes der Gebäude kein wirkliches Raumgefühl erzeugt, so fragt man sich doch, warum man nicht wenigstens eine an die Architektur des Platzes anklingende Form für diesen Neubau gewählt hat, um so wenigstens in dieser einen Beziehung nicht fehl zu gehen? Sollte man nicht feinfühlicher gehandelt haben, wenn man den ausgesprochenen Horizontalismus, welcher diesen Platz beherrscht, weitergeführt hätte? Das abgesetzte Dach ist nicht gut gewählt und steht für sich da, der absichtlich niedrig gehaltene Verbindungsbau wirkt lediglich als Anhängsel. Geht man auf die Brücke, so empfindet man diese Fehler noch stärker. Man lobt heute die reicheren Abwechslungen gerade bezüglich der Ansicht von der Elbbrücke aus. Wenn wir es mit einem Stadtbilde Nürnbergs oder Rothenburgs zu tun hätten, so könnte man sich allenfalls von der Zweckmäßigkeit einer derartigen Reichhaltigkeit eines Bildes überzeugen lassen. Hier aber kann man doch nur das Gegenteil — ein ruhiges Gleichmaß — wollen, wenn man nicht den einmal vorhandenen monumentalen Gesamtcharakter abschwächen will. Wie wohlthuend hätte eine einfache wagrechte Begrenzungslinie des Gebäudes wirken können, wie hätte diese die seitlich

liegenden Gebäudemassen zusammengefaßt, gleichfalls als Bindeglied zwischen den Monumentalbauten, dabei die ruhige Linie des Museums wiederholend, eine rhythmische Ueberleitung zu dem tief liegenden Elbufer. Ein in seinen einzelnen Teilen fein abgestimmtes Architektur-bild, eingerahmt von den höher liegenden Gebäudemassen der Hofkirche und des Opernhauses, sich kulissenartig aufbauend vom Elbufer zum Museum. Ein Architektur-bild von wirklich monumentaler Bedeutung hätte sich vor uns aufgebaut. Dabei würde die schräge Rampe für die elektrische Bahn in keiner Weise gestört haben, sie ist untergeordneter Natur. Die Massen des Hotels Bellevue, deren günstige Ausmaße hie und da gelobt werden, sind meines Erachtens ebenfalls in Dissonanz zu den Monumentalbauten, wenn auch zugegeben werden muß,

waltige Faust eines Riesen. Wenn der Riese nicht zu vermeiden gewesen ist, hätte man dann nicht einen Maßstab in den Einzelheiten finden können, welcher sich dem feinen Akkord der Zwinger-Architektur eingefügt hätte? Das bleibt eine offene Frage. Wie hat doch Semper es verstanden, seinen Museumsbau dem Zwinger anzugliedern, mit welchem Feingefühl sind hier zwei in ihrem Baustil doch vollständig verschiedene Teile eng zusammengefügt und vorbildlich glücklich vereint worden. Aber wir müssen uns eben damit abfinden, daß wir nicht in der Zeit Sempers mehr leben und daß scheinbar noch manche Zeitspanne verrinnen muß, ehe es uns gelingt, diejenige vornehme Baugesinnung aufzubringen, welche es uns ermöglicht, nicht nur vollendete Kunstwerke zu schaffen, sondern dieselben auch vernünftig und organisch einzu-



Vom ehem. Trapisten-Kloster in Düsseldorf, abgerissen. (Torflügel-Schnitzerei im Historischen Museum.)

Aufnahme von Hofphotograph Julius Söhn in Düsseldorf.

daß sie wegen ihrer seitlichen Lage minder wichtig und einflußreich sind. Sie können daher keinen Anhaltspunkt für die Ausmaße des erwähnten städtischen Restaurants am Elbufer abgeben. Mag man noch so wohlwollend dem neuen Gesellschafter des Theaterplatzes gegenüber stehen, man findet den Reim aufs Ganze nicht. Es bleibt ein Versuch und zwar ein unglücklicher. Man hat ein malerisches Moment einem Monumentalplatz angehängt, ein Kaninchen dem Löwen beigelegt.

Geht man durch das Museumstor, so findet man ein Umgekehrtes. Hier fällt ein Monument neuer deutscher Großarchitektur über den vornehmen lebenswürdigen Zwinger her, als wolle es diesen zarten Herkömmling aus dem Rokoko im nächsten Augenblick erdrosseln. Dieses neue Königliche Schauspielhaus wirkt wie die ge-

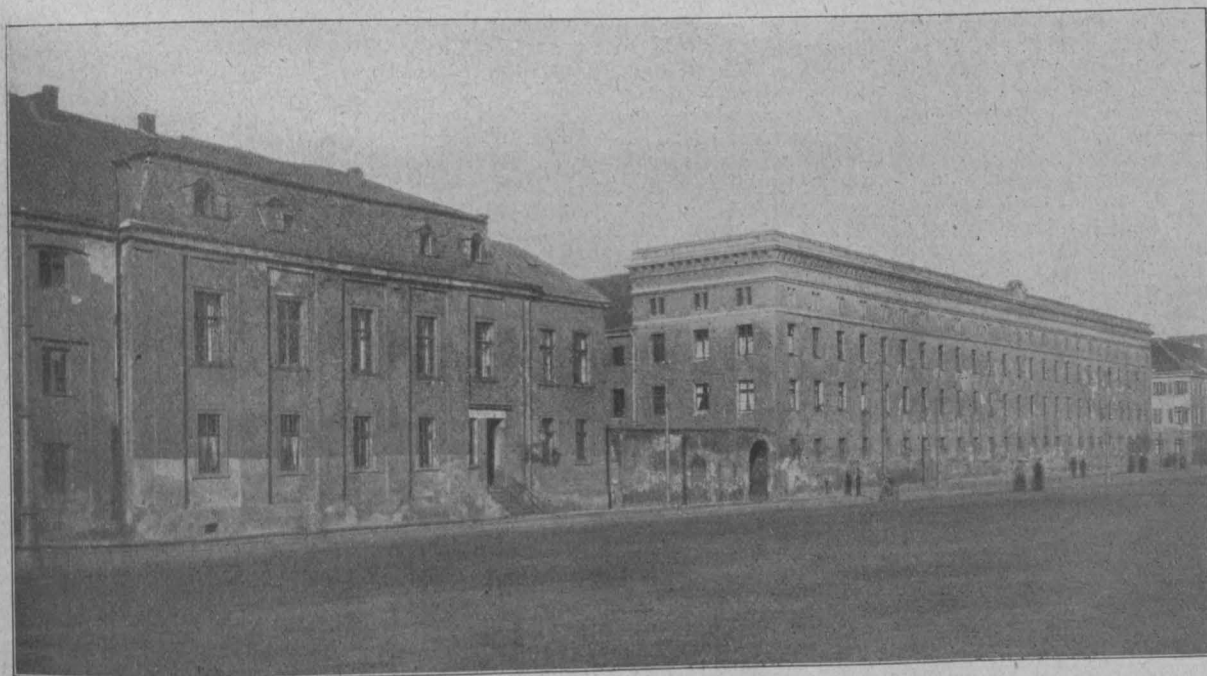
fügen. Irren ist menschlich, man wird immer Fehler machen und machen müssen, um letzten Endes den Maßstab für das Bessere zu gewinnen. Es wäre aber im Interesse des Ansehens unserer Baukultur wünschenswert gewesen, wenn man wenigstens in der hochwichtigen Bebauung am Theater-Platz und am Zwinger Irrungen vermieden hätte. Diese Irrungen konnten vermieden werden, wenn man bei Zeiten auf die ernsthaften, mahnenden Stimmen der Fachpresse gehört hätte. Jetzt ist's zu spät. Da nutzt es auch nichts mehr, sich und die Mitwelt mit Hilfe verschiedener sehr erhabener autoritativer Gutachten, welche vor dem Bau geschrieben sind, über die nunmehr gemachten Fehler hinwegtäuschen zu wollen. Schade um Dresden und seinen Theater-Platz und schade um seinen Zwinger!

Angenehm berührt die Linienführung der neuen Augustus-Brücke, sie ordnet sich günstig dem historischen Stadtbild am Elbufer unter, und das ist ihr Hauptvorzug. Ebenso vorteilhaft tritt ein anderer Bau in die Erscheinung, das neue Rathaus von Karl Roth, dessen

mächtiger barocker Turm einen neuen starken und guten Klang in die schon reiche Umrißlinie der Stadt trägt. Wenn er erst schwarz sein wird, wie die Frauenkirche, wird man glauben können, er sei mit aus der Zeit des alten schönen Dresden zu uns herüber gekommen. — (Schluß folgt.)



Alte Regierung in Düsseldorf. Unten: Kasernenbauten am alten Exerzierplatz. Abgerissen.



Dresden und Düsseldorf als Kunststätten. Aufnahmen von Hofphotograph Julius Söhn in Düsseldorf.

Zulassung der Diplom-Ingenieure zum höheren Verwaltungsdienst.

Der „Verein deutscher Ingenieure“ hat an den Hrn. Reichskanzler eine Eingabe gerichtet, in der er, gestützt auf schon früher von ihm ausgesprochene

Wünsche, anregt, zur Laufbahn in der höheren Verwaltung in Deutschland neben den auf der Universität juristisch ausgebildeten Anwärtern auch solche zuzu-

lassen, die sich auf den Technischen Hochschulen die Grundlagen ihrer Bildung erworben haben. In der ausführlichen Begründung wird mit Recht besonders der Einfluß hervorgehoben, den Technik und Industrie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens heute ausüben. An den Verwaltungsbeamten treten Aufgaben heran, für deren sachgemäße Erledigung die technische Hochschule das beste Rüstzeug liefern kann. Wer die Verwaltung und Organisation unserer Industrie näher kennt, der weiß, wie große Erfolge hier auf der Grundlage technischer Berufsbildung auch auf dem Gebiete der Verwaltung erzielt worden sind. Eine große Zahl führender Männer unseres Wirtschaftslebens ist aus den technischen Hochschulen hervorgegangen. Es liegt im Interesse des Staates, diese technische Intelligenz in wesentlich höherem Maße, als es bisher geschehen ist, für die höhere Verwaltung nutzbar zu machen. Die schon wiederholt angekündigte Reform der Verwaltung wird unbedingt die Auswahl der Verwaltungsbeamten auf eine breitere Grundlage stellen müssen. Neben denen, die sich ein juristisches Fachwissen auf der Universität angeeignet haben, werden deshalb auch diejenigen zur Ausbildung für die höheren Verwaltungen zuzulassen sein, die sich auf einer technischen Hochschule die Grundlagen für das Verständnis unserer neuzeitigen technischen und industriellen Entwicklung erworben haben. Aus der Eingabe heben wir die folgenden Ausführungen hervor:

„Schon vor dem Krieg ist nach eingehenden und langjährigen Erörterungen die Forderung aufgestellt worden, daß den Anwärtern für die höheren Beamtenstellen der Verwaltung und Diplomatie eine akademisch-wissenschaftliche Schulung zuteil werden muß, die sie befähigt, den heute vornehmlich durch Technik und Industrie, Handel und Verkehr beeinflussten Verhältnissen des öffentlichen Lebens volles Verständnis entgegen zu bringen. Der Krieg hat den Staat vor eine ungeahnte Fülle neuer Aufgaben gestellt, die ihn veranlaßten, die Intelligenz der verschiedensten Berufsklassen für die Verwaltung nutzbar zu machen. Diese unter dem Druck der Zeitverhältnisse angebahnte Erweiterung in der Zulassung zur höheren Verwaltungslaufbahn muß ausgebaut, die in dieser Hinsicht noch bestehenden Schranken müssen beseitigt werden, wenn es gelingen soll, nach dem Krieg die wirtschaftlichen Kräfte des Landes zur vollen Entwicklung zu bringen. Die Verwirklichung der vom „Verein deutscher Ingenieure“ seit Jahren vertretenen Forderung, die Akademiker, insbesondere der technischen Hochschulen, zur höheren Verwaltung zuzulassen und dadurch die Auslese für diese Laufbahn auf eine breitere Grundlage zu stellen, wird nunmehr zur zwingenden Notwendigkeit.“

Bereits vor einem Jahrzehnt wurde gelegentlich der Beratungen des preußischen Landtages über die Regierungsvorlagen betr. die Aenderung des juristischen Studiums (1903) und nach deren Scheitern später bei Beratung des Gesetzes betr. die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst (1906) von der Regierung freimütig zugegeben, daß die Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten zeitgemäßen Anforderungen nicht entspreche. Die Beseitigung dieses Mangels wurde damals durch eine Reform der akademischen Schulung vergeblich angestrebt und soll nunmehr auf Grund des Gesetzes von 1906 durch Maßnahmen geschehen, die erst nach dem Studium einsetzen. Es hat sich inzwischen gezeigt, daß es auf dem eingeschlagenen Weg kaum gelingen wird, dem Nachwuchs der Beamtenschaft ein ausreichendes Verständnis für die das Leben unserer Zeit bestimmenden wirtschaftlichen Vorgänge zu vermitteln.

Tote.

Stadtbaurat Heinrich Best in Berlin-Neukölln †. Am 13. d.M. verschied an einer Krankheit, die sich als Folge einer im Felde erhaltenen Verwundung entwickelt hatte, der bisherige Leiter des städt. Hochbauamtes in Neukölln, Heinrich Best. Aus dem hessischen Staatsdienst, dem er zuletzt als Bauinspektor angehört hat, trat der Verstorbene s. Zt. in die Dienste der Stadtgemeinde über und erwarb sich als ein tüchtiger Mitarbeiter des Stadtbaurates Kiehl das volle Vertrauen der Stadtverwaltung, sodaß er, als Kiehl i. J. 1912 zum Baurat für Städtebau des Zweckverbandes Groß-Berlin berufen wurde, Ende 1912 zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Nur eine kurze Zeit selbständigen Schaffens war ihm vergönnt, denn als Leutnant der Landwehr zog er gleich zu Beginn des Krieges mit hinaus in den Kampf fürs Vaterland. Als bleibendes Denkmal seiner erfolgreichen Tätigkeit hat er der Stadtgemeinde Neukölln das Stadtbad und die Baugewerkschule hinterlassen. —

Die seit etwa zwei Menschenaltern üblich gewordene und gesetzlich festgelegte Vorbildung der großen Zahl von höheren Beamten der Staatsverwaltung und der Selbstverwaltung besteht im Wesentlichen aus der vorwiegend humanistisch gehaltenen Mittelschulbildung und den fast ausschließlich durch juristische Disziplinen erfüllten kurzen Universitätsstudien. Das Berufstudium der Juristen ist gleichzeitig und unverändert auch das Berufstudium der Verwaltungsbeamten. Diese starre Verbindung der in ihrer praktischen Betätigung doch gewiß sehr verschiedenen Berufe ist im ganzen Unterrichtswesen Deutschlands einzig. Sie bedeutet einen Widerspruch in sich und ist allmählich ein unüberwindliches Hindernis geworden, an dem auch das auf Grund des Gesetzes von 1906 weiter zu vervollständigende System voraussichtlich scheitern wird.

Das vorstehend umschriebene Erziehungssystem hat den sonderbaren Zustand geschaffen, daß alle jungen Leute, die durch Familien-Ueberlieferungen, Lebensziele und besondere Befähigungen zu der Tätigkeit der Verwaltung auf irgend einem von zahlreichen Zweigen dieses Berufes hinneigen, gezwungen sind, selbst gegen ihre wissenschaftlichen Neigungen sich ganz der Jurisprudenz zu widmen, um zunächst die erste juristische Prüfung zu bestehen, weil praktisch erst der hier zu erwerbende Nachweis ihnen den Weg zur eigentlichen Verwaltungstätigkeit im Reich, in den Staaten, den Gemeinden und an vielen anderen Stellen frei macht. Dieser Weg ist den Akademikern anderer Wissensrichtungen, z.B. allen denen der Erfahrungswissenschaften, verschlossen durch das vorerwähnte preußische Gesetz und andere ähnliche Gesetze in den übrigen Bundesstaaten, sowie durch eine im Verfolg dieses Gesetzes sich herausbildende Gepflogenheit, zu allen Verwaltungsarbeiten Juristen heranzuziehen.

Bei dem maßgebenden Einfluß, den Technik und Industrie auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens heute ausüben, bei der steigenden Beteiligung der Provinzen, Kreise und Städte an technisch-wirtschaftlichen Unternehmungen treten an den Verwaltungsbeamten Aufgaben heran, für deren sachgemäße Erledigung gerade die technische Hochschule das geeignete geistige Rüstzeug liefern kann. Der größte Teil des Unterrichtes ist hier nicht rückschauend und feststellend, sondern vorwärts gerichtet und auf produktives Schaffen eingestellt. Die Erziehung mitten in solcher Umgebung muß für die Tätigkeit in der Verwaltung eine mindestens ebensogute Vorbildung bieten wie ein Unterricht, der vorwiegend darauf gerichtet ist, praktische Lebensbedürfnisse unter rechtliche Begriffe einzuordnen. Die für das Verwalten erforderlichen Kenntnisse in der Rechts- und Verwaltungskunde können heute auf jeder technischen Hochschule erworben werden.

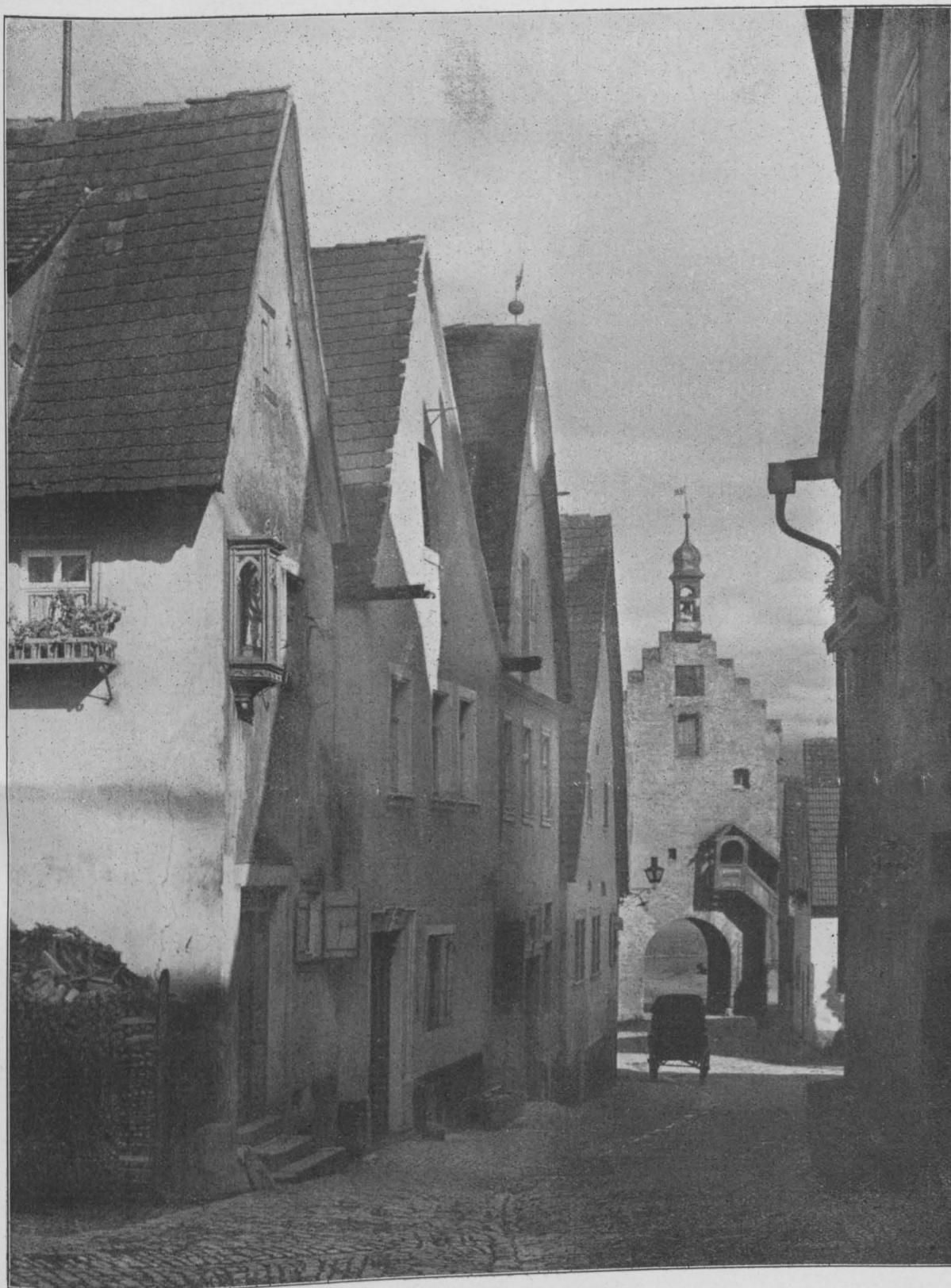
Gerade aus dem Bereich der naturwissenschaftlich-technischen und wirtschaftlichen Erziehung, aus den technischen Hochschulen, ist eine große Zahl bedeutender Männer hervorgegangen, die, weitschauend und organisatorisch begabt, eine erfolgreiche Führertätigkeit im privaten Wirtschaftsleben ausgeübt haben und noch ausüben. Es bedeutet eine Vergeudung der geistigen Kräfte unseres Volkes, wenn man die sich aus diesen Kreisen darbietende Intelligenz gewaltsam von der Laufbahn der höheren Verwaltung fernhält. Die dem juristischen Studium unrichtig eingeräumte monopolartige Stellung muß beseitigt und der Zutritt zur Laufbahn der höheren Verwaltung den Akademikern der Technischen Hochschulen freigegeben werden.“ —

Chronik.

Der Plan eines Handelshafens der Stadt Essen ist der Stadtverordneten-Versammlung kürzlich vorgelegt worden. Der Hafen soll in der Mitte des Verkehrsgebietes der Altstadt und der eingemeindeten Bezirke Altenessen und Borbeck im Anschluß an den Rhein-Herne-Kanal hergestellt werden, der das Stadtgebiet von Groß-Essen in 7,5 km Länge durchzieht. Eisenbahn-Anschluß erhält das Hafengebiet an den Staatsbahnhof Vogelheim und günstige Zufahrtsstraßen verbinden es mit dem Stadtgebiet. Von dem zu Hafen- und industriellen Zwecken zu verwendenden Gebiet gehören mehr als $\frac{2}{3}$, d. h. 145 ha bereits der Stadtgemeinde. Vorgesehen ist ein Vorhafen von 2,2 km, ein Handelshafen von 0,9 km Länge, ersterer 39, letzterer 72 m breit. Am Vorhafen sind Lagerplätze und industrielle Anlagen vorgesehen. Die Kosten für den ersten Bauabschnitt sind auf 6,5 Mill. M. geschätzt. Es wird mit einem Anfangsverkehr von rd. 600 000 t gerechnet. —

Inhalt: Dresden und Düsseldorf als Kunststätten! — Zulassung der Diplom-Ingenieure zum höheren Verwaltungsdienst. — Tote. — Chronik.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: L. V. Fritz-Eiselen in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



TRASSENBIID VON SULZFELD
 AM MAIN. * PHOTOGRAPHISCHE
 AUFNAHME VON DIPLOM-INGE-
 NIEUR Dr. phil. RUDOLF PFISTER
 IN MUENCHEN. * * * * *
 DEUTSCHE
 * * * * * BAUZEITUNG * * * * *
 * 50. JAHRGANG 1916. * NO. 69. *



Rheinfront am Schloß am Rhein zu Düsseldorf. Blick auf Rheinbrücke, Düsselschloßchen usw. Aufnahme v. J. 1902.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 69. BERLIN, DEN 26. AUGUST 1916.

Dresden und Düsseldorf als Kunststätten!

Von Architekt Dipl.-Ing. Eduard Lyonel Wehner in Düsseldorf.
(Schluß.) Hierzu die Abbildung S. 363 und die folgenden Abbildungen in Nr. 70.

II. Düsseldorf.

Die vorstehenden Eindrücke über Dresden stammen aus dem Jahr 1913. Sie waren in Vergessenheit geraten. Beim Durchblättern des Bandes 1912 der „Deutschen Bauzeitung“ brachten die bezüglichen Ausführungen mir diese für Dresden so unglücklich verlaufene Bauangelegenheit wieder lebhaft und damit auch jene Niederschrift aus dem Jahr 1913 in die Erinnerung. Dabei glitten die Gedanken hinüber zu den baulichen Aufgaben der anderen deutschen Kunstmetropole, der Wirkungsstätte Wolfgang Wilhelms, Johann Wilhelms und Karl Theodors. Leider war es Düsseldorf nicht beschieden, so gewaltige Bauten, wie sie Dresden heute besitzt, zu verwirklichen. Was Düsseldorf heute an älteren Bauten von künstlerischem Wert besitzt, ist wenig und das Wenige steht zerstreut umher. Die Entwicklung Düsseldorfs zur Großstadt geschah mit gewaltigen Schritten. Der industrielle Aufschwung bewirkte eine rasende Zunahme der Bevölkerung. In wenigen Jahren erhielt das Stadtbild ein neues Gewand. Da blieb keine Zeit, sich lange mit künstlerischen Fragen zu befassen, die Bauten schossen aus dem Boden, das hindernde Alte beiseite schiebend oder erdrückend. Das brausende Lied der Arbeit schuf alles und übertönte alles. In 20 Jahren von 1870 bis 1890 wuchs Düsseldorfs Bevölkerung von 68 000 auf 145 000. Im Dezember 1914 hatte es 423 000 Einwohner. Bedenkt man, daß es etwa Mitte des 17. Jahrhunderts knapp 15 000 Einwohner hatte, so kann man sich leicht ein Bild machen, wie verschwindend klein der ursprüngliche bauliche Kern jetzt in dem gewaltigen Organismus der Großstadt versteckt ist. Man bedenke ferner, daß mancher alte gute Bau neuerem hat weichen müssen*), daß das Hauptgebäude Düsseldorfs, das Schloß am Rhein, den

Flammen zum Opfer fiel, 1794 und 1872, so wird man erst recht erkennen müssen, daß die bauliche Ueberlieferung in Düsseldorf nicht mehr groß sein kann. Hinzu kommt, daß große bauliche Aufgaben aus den Glanzzeiten Johann Wilhelms nicht zur Ausführung kamen, so der Wunderbau des neuen Schlosses am Rhein nach dem Plan des Grafen Alberti (nach 1700, Abb. S. 363, Historisches Museum). Das Bedauern über das Scheitern der Ausführung dieses gewaltigen Monumentalbaues läßt Clemen äußern, daß dieses Schloß wirklich das achte Weltwunder geworden und aus Düsseldorf nicht nur ein Klein-Versailles gemacht, sondern ihm auch die riesigste und glänzendste Residenz des ganzen Jahrhunderts geschenkt hätte. Es ist leider nicht so gekommen. Unter Karl Theodor entstanden dann das kleine Schloß Jägerhof und der Hofgarten, während außerhalb Düsseldorfs, in Benrath, Pigage das entzückendste Lustschloß dieser Zeit mit seinen Wasserkünsten und dem wunderbaren Park erdachte und schuf. Es ist Düsseldorf nicht geglückt, in Wettbewerb mit Elbflorenz zu treten, wozu es bestimmt schien; das Geschick wollte es nicht. Heute gar nach dem stürmischen industriellen Auftakt steht es im Vergleich mit der ehemaligen Residenz Augusts des Starken da wie ein Aschenbrödel. Ja, aber der Hofgarten, argumentieren die Bürger und vergessen dabei, daß Bäume und Blumen, so schön sie sind, wenn man unter ihnen wandelt, der Stadt den mangelnden baukünstlerischen Wert nie und nimmer ersetzen können. Obgleich Dresden auch einen „Hofgarten“ (Großer Garten) hat, größer und schöner vielleicht noch, als der Düsseldorfer, das Packende und Ergreifende an dieser Stadt sind ihre Kunst, ihre Bauwerke und ihre Plätze, der Zwinger und der Theater-Platz. Blumen und Bäume haben wir in jeder Stadt, zum Teil in herrlichen alten Parks, man denke nur an die Hofgärten der kleinen Residenzen: Weimar, Gotha, Darmstadt, Karlsruhe, sie sind unzählige und meist groß und sehr schön. Man möchte sie innerhalb der Stadt nicht missen. Aber sie spielen doch nicht die Rolle gegenüber den unsterblichen Werten der Baukunst, wie der

*) Einige Beispiele aus älterer Zeit, die fast sämtlich inzwischen abgebrochen worden sind, zeigen unsere Abbildungen in No. 68, ihre Stellung im alten Stadtplan läßt der Plan auf S. 362 erkennen. Umgestaltungen und Bauwerke aus der neueren Zeit geben unser Kopfbild und die in No. 70 nachfolgenden Abbildungen wieder.

Kunst überhaupt und erhalten vielfach erst dadurch den vollen Wert, daß die Baukunst ihnen Ziel und Gehalt gibt. Der Garten allein tut es nicht.

Düsseldorf steht vor großen baulichen Aufgaben nach dem Krieg. Man wird diese baulichen Aufgaben, deren Bearbeitung vor dem Krieg begonnen wurde, einer Durchsicht unterziehen müssen. Man wird dem Bewußtsein der Stärke sowohl der Nation, wie jedes Einzelnen, einen bereicherten Ausdruck geben. Man wird sich auch der Baukunst bedienen als Sprachrohr des veränderten stärkeren Gemeinnsinnes. Man wird die neuen Bauaufgaben, die kleinen und die großen, unter diesem Gesichtswinkel betrachten. Man wird persönliche Interessen zurück stellen, wie das während des Krieges jetzt bereits hervorragend geschieht. Auch die städtischen Parlamente, die Wahrer und Mehrer stolzer Bürgergesinnung, werden die städtischen Bauaufgaben neu von großen Gesichtspunkten erwägen und sie unter Hinzuziehung der weiteren Künsterschaft zu lösen versuchen. Nicht der Einzelne, oder die engere Kommission von Stadtvätern, werden letzten Endes

waltigen Krieg das neue Rathaus hin, in die Altstadt oder in die Neustadt, in die Klein- oder in die Großstadt? Die zweite Frage würde dann lauten: Welches ist der geeignetste Bauplatz für das Rathaus, welcher Platz gibt uns die Gewähr für eine einwandfreie praktische und künstlerische Lösung dieser großartigsten Monumental-Aufgabe der Kunstmetropole des Rheinlandes?

Wenn diese Fragen mit den entstehenden Nebensagen durch Erörterung der Fachkreise erledigt sind, schreite man erst zum eigentlichen Bauplan. Es ist ein großer Fehler, den Bauplatz von vornherein festzulegen und dann zu sehen, wie sich das Gebäude nun darauf ausnehmen wird. Wir müssen diese Aufgaben folgerichtiger anfassen. Das Rathaus in der Altstadt wird meines Erachtens eine durchlöchernte geflickte Hose. Man denke sich nur ein halbes Dutzend enger Straßen, dazu noch eine Rampe zu einer großen Rheinbrücke durch den Leib eines derartigen monumentalen Ungeheuers hindurch gequetscht! Ich habe bereits vor zwei Jahren



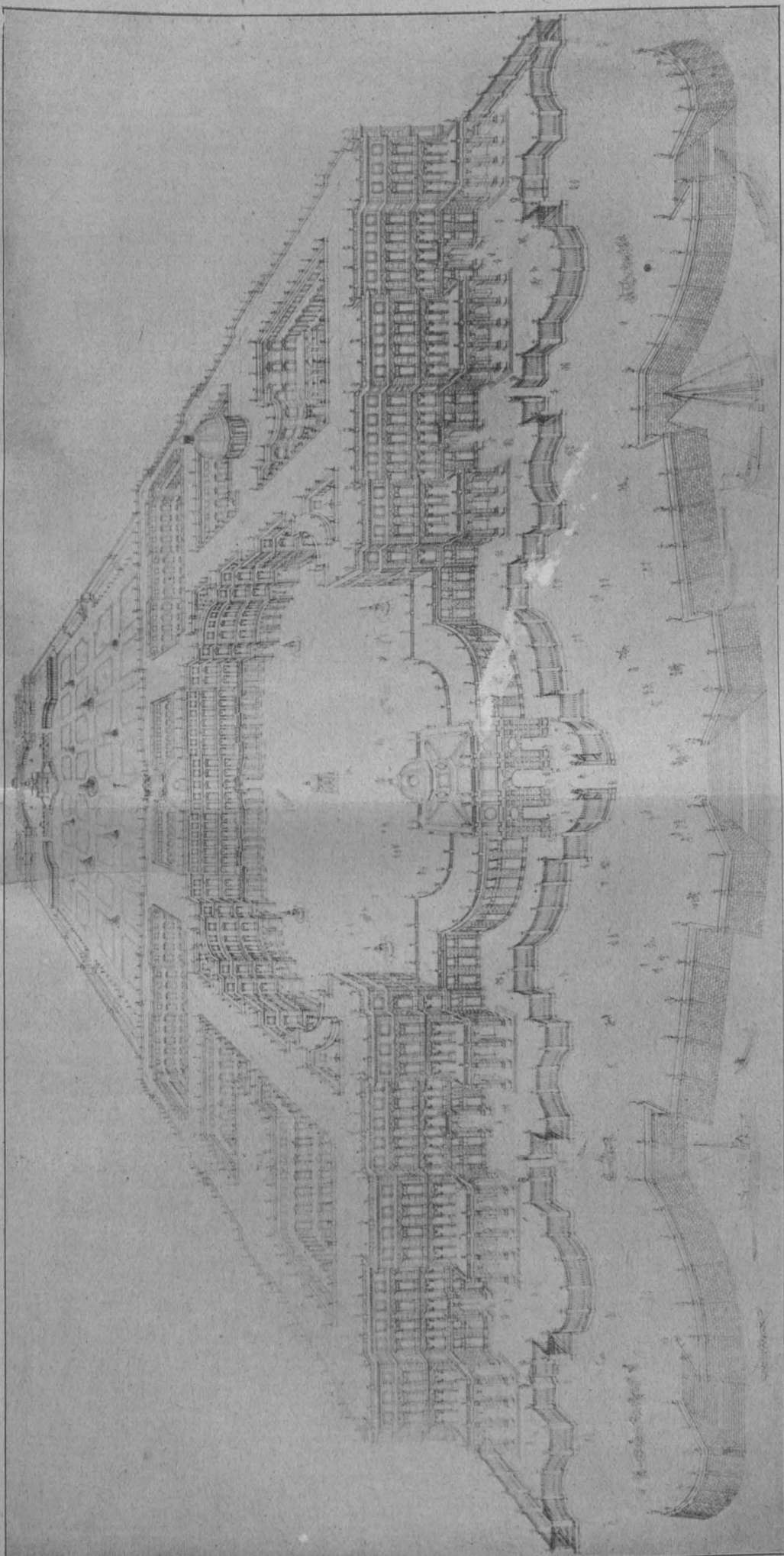
Düsseldorf mit seinen Umgebungen nach geschleiften Festungswerken. Stadtplan von etwa 1809. Photogr. Aufn. von Hofphotograph Julius Söhn in Düsseldorf.

entscheiden müssen, sondern die Summe der besten Köpfe. Zu allererst müßten die Grundbedingungen der neuen Aufgaben erörtert und erklärt werden, denn diese sind ausschlaggebend für die weitere künstlerische Lösung der Aufgabe. Wir haben es ja in Dresden gesehen, wo die fundamentalen Gesichtspunkte der Bebauung am Theater-Platz erstickt wurden durch den persönlichen Ehrgeiz Beauftragter. Das Unglück ist dann automatisch eingetreten, da die Grunderwägung falsch war. Das muß und wird nach dem Krieg anders werden.

In Düsseldorf steht die Rathausfrage obenan. Sie wird nach dem Krieg auf eine ganz andere Basis gestellt werden müssen. Man wird die Aufgabe von vorn anfangen und wird erst mal die Platzfrage zur Erörterung stellen. Das ist bis jetzt nicht geschehen und ist doch das Wichtigste, das Fundamentale der Frage, das Selbstverständliche. Die bereits aufgekauften Blöcke in der Altstadt behalten ihre Werte, auch wenn andere Bauten wie das Rathaus, etwa eine Markthalle oder ein Polizeigebäude darauf gesetzt werden. Man kann daher von diesen Blöcken ruhig Abstand nehmen und zunächst die erste Frage wieder stellen: Wo gehört nach dem ge-

auf manche wundte Stelle dieses Rathaus-Entwurfes hingewiesen (Deutsche Bauzeitung 1914, S. 194 und 241). Ich wiederhole es jetzt mit besonderem Nachdruck und hoffe, daß der Krieg die alten gebrechlichen Gedanken hinwegfegt und dem Rathausplan ein läuterndes Reinigungsbad bereitet.

Fassen wir neue große Pläne, Pläne wie sie einst Jan Wellem in seinem Feuerkopf erdachte und wie Graf Alberti sie zu verwirklichen suchte, Pläne, wie sie die große Zeit gebiert als geistigen Ausdruck derselben. Erfassen wir gleichzeitig den Faden der Ueberlieferung, welcher mit Alberti jäh zerrissen ist und nehmen wir etwas von seinem monumentalen Geist in den neuen Rathaus-Gedanken hinein. Vielleicht wird Düsseldorfs Antlitz dann dem inneren Kunstgeist ein passender Ausdruck und die Stadt eine Kunstmetropole auch der Baukunst, der Baukunst vom 20. Jahrhundert. Aber fangen wir, wie vieles Andere nach dem Krieg, mit diesen großen Aufgaben Düsseldorfs zunächst von vorn an. Sie sind es sicher wert. Und warnende Beispiele haben wir genug aus der Zeit vor dem Krieg. Sie fordern zur Einkehr auf. —



Dresden und Düsseldorf als Kunststätten. Schloßplan des Grafen Alberti. (Aus dem historischen Museum in Düsseldorf.)

Vermischtes.

Ein römisches Theater in Mainz, von dem angenommen wird, daß es das erste Bühnen-Theater im römischen Germanien war, ist süddeutschen Blättern zufolge aufgedeckt worden. Das Theater liegt im Süden der Stadt. Schon 1884 wurden an den Wällen der Bastionen Albani und Salvador der Festung Mainz bei der Anlage des Südbahnhofes Reste eines Bauwerkes von großer Ausdehnung gefunden. In diesem

Jahre gelang durch Grabarbeiten des Mainzer Altertum-Museums unter Leitung von Prof. Dr. Neeb in Mainz der Nachweis, daß der Bahnhof Mainz-Süd auf den Resten eines römischen Theaters angelegt wurde. Die im Jahre 1884 entdeckten Reste waren bis zu 8 m Höhe gut erhalten, wurden planmäßig aufgenommen und im Bilde festgehalten, mußten aber der Bahnanlage weichen. 1914 wurden bei Kanalisations-Arbeiten am Südbahnhof Mauerreste aufgedeckt, die römischen Ursprung hatten; zugleich wurden Beziehungen erkannt zwischen diesen und den Resten des Jahres 1884. Die Eintragung

dieser Reste meist freistehender Pfeiler ergab die Vermutung, daß es sich um die Reste des Bühnengebäudes eines römischen Theaters handeln könne, einer Anlage, die nichts mit einem römischen

Amphitheater zu tun habe. Dr. Drexel vom Archäologischen Institut in Frankfurt am Main trat dieser Vermutung bei.

Die Beweise konnten aber erst

durch die Nachgrabungen des Jahres 1916 erbracht werden. Sie ergaben das Vorhandensein von strahlenförmig auf den Rand der Orchestra zulaufenden Mauerzügen, die den Unterbau für den im Halbkreis angelegten Zuschauerraum bildeten. Das aufgedeckte Fundament der Umfassungsmauer der Orchestra hat eine Stärke von 1,75 m. Die Bühne erstreckte sich in einer Breite von 41 m von Ost nach West und hatte eine Tiefe von 8–12 m. Der Durchmesser der Orchestra entsprach der Bühnenbreite von 41 m. Der Durchmesser des Zuschauerhauses erreichte das stattliche Maß von 125 m, sodaß das römische Theater in Mainz in eine Gruppe zu fallen scheint mit dem ähnlich großen römischen Theater in Arles und dem etwas kleineren in Orange. An beide Seiten der Bühne schließen sich schmale gewölbte Flügelbauten an. Das Theater liegt auf dem Gelände des alten Steilufers des Rheines; die Lage entspricht allen landschaftlichen und technischen Anforderungen für ein Freilufttheater. Es verschwand bei der Anlage der Festungswerke von Mainz im XVII. und XVIII. Jahrhundert. —

Gebühren-Ordnung. Zwischen dem „Bund Deutscher Architekten“ und dem „Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine“ wurde vereinbart, daß beim Neudruck der vergriffenen Gebührenordnung der Absatz 15 des § 1 nicht mehr aufgenommen werden soll mit Rücksicht auf Bestimmungen des Reichsgesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb von 1907. (Absatz 15 lautet: „Werden seitens eines Lieferanten oder Unternehmers Provisionen oder Rabatte auf Bestellungen gewährt, so fallen diese dem Bauherrn zu.“) —

Einen Bebauungsplan für Hildesheim haben die Geh. Brte. Genzmer und Brix in Berlin aufgestellt und damit eine bisher vermiste Vereinheitlichung der Bebauung des Stadtbildes ermöglicht. Der neue Plan ist naturgemäß nur ein grundsätzlicher, der nach großen Gesichtspunkten die Verkehrslinien, die Grün- und Freiflächen, die Geschäfts-, Wohn- und Industrieviertel und die einzelnen Bauzonen festlegt. Die Arbeit von Genzmer und Brix stützt sich auf einen Vorentwurf, den zwei städtische Beamte Hildesheims, Oberlandmesser Bötzel und Garten-Insp. Staehle aufgestellt haben. Der Plan bezieht sich sowohl auf die innere alte Stadt, wie auf die neuen Teile und die in Zukunft zu bebauenden Flächen. Für den Kern der Stadt schafft er durchgehende Verbindungen zwischen den beiden Bahnhöfen, von Nord nach Süd und von Ost nach West, von der Stadtmitte zu den Peripherie-Bezirken. Entlastung erfahren durch eine Ablenkung oder Umleitung des Verkehrs der Bernstein-Weg und das Damm-Tor; eine durchgehende Verbindung ist erstrebt zwischen Galgenbergs-Abhang, Marienburger-Straße, Weinberg und Groß-Venedig. Bessere Beziehungen sind hergestellt zwischen der Einumer und der Goslarer Chaussee und dem Inneren und Nordosten der Stadt. Der durchgehende Automobil- und Fuhr-Verkehr ist an der belasteten Stadtmitte vorbei geleitet.

Für den Ausbau des Weichbildes der Stadt sind die südwestliche, südöstliche und die nordöstliche Richtung vorwiegend in Aussicht genommen. Als ein Teil des das zukünftige Stadtgebiet umschließenden Grüngürtels ist im Nordosten der Stadt zum Schutz gegen raue Winde ein Waldgürtel geplant. Bei den Industriegebieten sind Arbeiter-Viertel mit großen Gärten in Aussicht genommen, von den Industrie-Anlagen jedoch durch den Waldgürtel getrennt. Auch sollen am Stadttum für den Mittelstand Gärten in Erbpacht mit dem Recht der Errichtung kleiner Sommerhäuser zur Verfügung gestellt werden. Der leichten Erreichung des Bergholz, des Moritzberges und des Galgenberg-Gebietes ist besondere Sorgfalt zugewendet. Mit den Entwürfen von Genzmer und Brix haben die städtischen Kollegien sich einstimmig einverstanden erklärt. —

v. Emmich-Grabmal zu Hannover. Nachdem die Stadt Hannover ihrem verstorbenen Ehrenbürger, dem General v. Emmich, der zu Beginn des Weltkrieges an der Spitze der Hannoverschen Truppen von dieser Stadt auszog und dieselben von Sieg zu Sieg geführt hat, seinerzeit ein feierliches Ehrenbegräbnis veranstaltete und ein Ehrengrab an hervorragender Stelle des Engesohder-Friedhofes eingeräumt hat, wird die Stadt nun noch einer letzten Pflicht genügen, indem sie dem Verstorbenen ein Grabmonument errichten wird. Das Denkmal wird nach einem Entwurf des Stadtbaurates Paul Wolf zur Ausführung gelangen. Das Grab von Emmich's liegt in einer neu angelegten künstlerisch besonders durchgebildeten Abteilung des Engesohder Friedhofes und wird den beherrschenden Punkt derselben bilden.

Der Entwurf knüpft an die alte germanische Helden-Ehrung an, das Grab des Helden durch einen Monolith zu überdecken. Ueber einem quadratischen, aus 2 Quaderschichten gefügten Sockel erhebt sich ein aus 7 Steinfelern gebildeter Rundbau; die tiefeibigen Pfeilerzwischenräume sind durch Steingitter mit ornamentalen Schwertmotiven geschlossen. Ein kraftvolles Hauptgesims, in wuchtigen Lettern den Namen des Helden tragend, faßt die Pfeiler oben zusammen, und darüber wölbt sich eine mächtige Steinplatte von 3 m Durchmesser als Abschluß des Monumentes. Eine Hecke aus Hainbuchen umgibt auf 3 Seiten die ganze Anlage. Das Denkmal befindet sich bereits in der Ausführung. —

Einen III. Kongreß für den evangelischen Kirchenbau in Halle a. S. 1918 plant der „Sächsische Provinzial-Verband für religiöse Kunst“. Der I. Kongreß fand auf Veranlassung der „Vereinigung Berliner Architekten“ 1894 in Berlin statt, der II. Kongreß wurde unter starker Anteilnahme aller am Kirchenbau interessierten Kreise 1906 in Dresden abgehalten. In Verbindung mit dem Kongreß ist beabsichtigt, das von der „Vereinigung Berliner Architekten“ herausgegebene Werk „Der Kirchenbau des Protestantismus“ fortzusetzen und zu ergänzen. Die Ergänzung wird die Arbeiten auf diesem Gebiet seit 1893, wie auch den evangelischen Kirchenbau im Osten und Nordosten des Deutschen Reiches, sowie in den deutschen Ostsee-Provinzen behandeln. —

Chronik.

Zwei neue Straßenbrücken in Breslau, die das erweiterte Flutbett der alten Oder und den Schiffahrtskanal daselbst überschreiten und mit einem Kostenaufwand von 1,81 Mill. M. erbaut worden sind, wurden kürzlich dem Verkehr übergeben. Die eine, im Zuge der Matthias-Straße liegende, hat den Namen Hindenburg-Brücke erhalten. Sie hat 6 Spannungen von 28 bis 55 m Weite erhalten und ist massiv, bezw. in Eisenbeton hergestellt. Die andere, im Zuge der Trebnitzer-Straße, wurde Rosenthaler-Brücke benannt. Sie besitzt 5 Oeffnungen von je 52 m, überspannt mit eisernen Bögen mit aufgehängter Fahrbahn. —

Der Bebauungsplan für ein neues Stadtviertel in Mülheim a. d. Ruhr, das zwischen der Duisburger Grenze, dem neuen Hafengelände und der Rennbahn liegt, ist vor kurzem von der Stadtverordneten-Versammlung genehmigt worden. Es sind in demselben 3 Schmuck- und 5 Kinderspielplätze vorgesehen. Eine 18 m breite Zufahrtsstraße stellt die Verbindung mit der bestehenden Bebauung her. Für die Wohnstraßen sind Vorgärten vorgeschrieben. —

Ein neues Bezirksgebäude in Zürich ist nach den Plänen der Architekten Pflighardt & Häfeli daselbst erbaut worden. Das Haus enthält das Bezirksgericht, die Bezirksanwaltschaft, das Stathalteramt, den Bezirksrat, sowie eine Reihe anderer Amtsräume des Bezirkes, und ein Gefängnis mit Zellen für 150 Untersuchungs-Gefangene. —

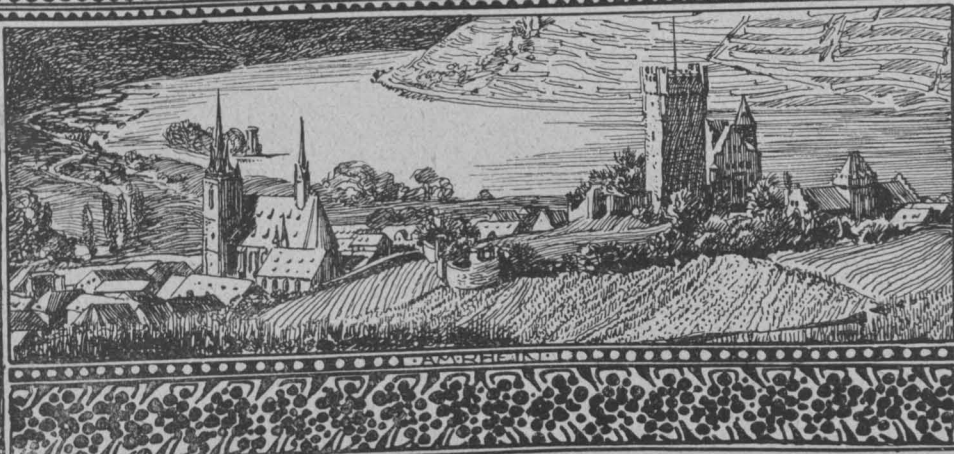
Eine Fernbekohlungsanlage für den Betriebsbahnhof Köln ist nach der „Frankfurter Ztg.“ kürzlich teilweise in Probe-Betrieb genommen worden. Die Maschinenfabrik J. Pohlig, A.-G. in Köln hat die Betriebs-Einrichtung geschaffen. Eine Drahtseilbahn beginnt am Eisenbahndamm neben dem Schlachthof, woselbst sich die Anfuhrstelle für die täglich etwa 330 t betragende Menge von Lokomotivkohlen befindet. Sie überspannt dann mehrere Eisenbahngleise, die städtische Kanalstraße im Zuge der Eisenbahnbrücke, den großen Lokomotivschuppen am Gladbacher Wall und endet mit 750 m Gesamtlänge in einem besonderen Speichergebäude für etwa 5000 t Vorratskohle, die den darunter hindurchfahrenden Lokomotiven mittels eigenartiger Schütt- und Wägevorrichtungen zugeführt werden. Das Speichergebäude ist von der Firma Gebr. Rank in München erbaut und enthält auch die Wasservorräte von 1200 cbm zur Lokomotiv-Speisung. Das Wasser wird von dem in einem Pfeiler der Hohenzollern-Brücke befindlichen Wasserwerk aus dem Rhein gepumpt. Der größte Teil der Vorratskohle, mehr als 45 000 t, lagert auf dem mit drei Fahrbahnen ausgerüsteten Kohlenplatz im Bahnzwickel an der Hornstraße. Die zum Kohlenplatz gehörigen Hängebahnen lieferte ebenfalls die Firma Pohlig, während jene zur Zeit noch nicht fertiggestellten großen Fahrbahnen dem Eschweiler Bergwerksverein in Auftrag gegeben wurden. Die neuartige Fernbekohlungsanlage mit Zubehör kostet etwa 850 000 M. und wurde nach den Entwürfen des Geh. Baurates Hoefner von der Eisenbahndirektion Köln gemeinsam mit den genannten Firmen ausgeführt. —

Die Beamten-Baugenossenschaft in Düren (Rhld.), die kurz vor dem Krieg gegründet wurde, hat 8 Häuser im Jahre 1915 fertig gestellt, die sämtlich an Mitglieder der Gesellschaft verkauft wurden. An den Ausbau der übrigen Grundstücke soll gleich nach dem Krieg herantreten werden. —

Inhalt: Dresden und Düsseldorf als Kunststätten. (Schluß.) — Vermischtes. — Chronik. —

Hierzu eine Bildbeilage:
Straßenbild von Sulzfeld am Main.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: I. V. Fritz Eiselen in Berlin
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

50. JAHRGANG. № 70. BERLIN, DEN 30. AUGUST 1916.

Künstler und Unternehmer im Bauwesen und Kunstgewerbe.

Von Dr.-Ing. J. Stübben.

I.



ir müssen dahin zu gelangen suchen, daß die künstlerische Kultur in unserem Volksleben so allgemein wird, daß auch das Werk des einfachsten Zeichners davon Kunde gibt. Erst dann kann die Kunst, wenn sie von einem gesunden und wahrhaftigen Geist getragen ist, zur Veredelung des gesamten Volkscharakters beitragen; und erst dann werden wir in unserer Kulturentwicklung ein Monopol besitzen, das für unsere wirtschaftliche Stellung im Kreise der Weltstaaten Bedeutung gewinnen kann.“ So lauten die Schlußworte einer sozialwissenschaftlichen Schrift *) von Dr. Else Meißner: „Das Verhältnis des Künstlers zum Unternehmer im Bau- und Kunstgewerbe.“ Vom letzten Halbsatz abgesehen, hätten Leone Battista Alberti vor einem halben Jahrtausend und Gottfried Semper vor einem halben Jahrhundert ebenso schreiben können. Dennoch aber ist der Ausspruch immer noch neu und wahr. Diesmal sagt es eine kluge Frau, die in überaus fleißiger Forschung den künstlerisch-wirtschaftlichen Dingen auf den Grund geht, während die Nachfolger Albertis und Sempers, die heutigen Architekten, sich sagen müssen, daß sie sich mit künstlerisch-wirtschaftlichen Fragen zu wenig beschäftigen. Ueber alte Kunstentwicklung, über Stil und Ziel neuzeitlichen Bauens, über Bauverwaltung und Baupolizei, über Restkaufgeldpriorität und Schätzungswesen reden und schreiben andere mit mehr Wortreichtum und oft gewiß mit größerer Einsicht. Und nun schreibt über einen wichtigen sozialwirtschaftlichen Ausschnitt von Kunst- und Kunstgewerbe sogar eine Frau oder ein Fräulein. Grund genug, sich mit den Beziehungen zwischen dem Künstler, zunächst dem Baukünstler, und dem Unternehmer eingehender zu beschäftigen.

Der Baukünstler wird für gewöhnlich Architekt genannt. Was ist ein Architekt? Ein viel geplagtes Wesen. Außerdem ist der Architekt, insonderheit der Privatchitekt, derjenige Künstler, der die Gebäude entwirft, deren Verhältnisse, Einteilung und Schmuck bestimmt, ihre Ausführung leitet und ihre Kosten regelt.

Dies ist eine Übersetzung aus dem „Dictionnaire de l'Académie française“. In Frankreich gab es nämlich Privateute dieser Art scharenweise schon im achtzehnten Jahrhundert. In Deutschland sind sie in größerer Zahl erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in Erscheinung getreten. Bei uns waren die Baukünstler bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein Fürstendiener, Staats- oder Gemeindebeamte, auch gehobene und künstlerisch schaffende Handwerker. Ist der Stand der Privatchitekten auch nicht völlig neu, so ist er noch weniger in bestimmter Weise umgrenzt. Der Staat hat seit hundert Jahren für die Anwärter seines Baudienstes einen besonderen Ausbildungsgang vorgeschrieben und in allmählichem Fortschreiten eingerichtet: Reifezeugnis einer neunklassigen Vollanstalt, vierjähriger Besuch einer technischen Hoch-

schule, Diplomprüfung, mehrjährige praktische Betätigung auf Büros und Bauplätzen, Staatsprüfung als Regierungs-Baumeister. Der Privatchitekt macht oft denselben mühsamen Weg und hat dann die Freude und den Vorzug, sich Regierungs-Baumeister a. D. nennen zu dürfen. Oefter begnügt er sich mit dem akademischen Grad des Dipl.-Ing., den er zuweilen durch die Promotion als Dr.-Ing. ergänzt. Noch öfter betreibt er die ihm zusagenden Studien an einer technischen Hochschule oder einer Kunstakademie ohne Abschlußprüfung; er entbehrt dann der Abstempelung nach außen und ist Architekt schlechthin. Auch gibt es Fälle, wo der künstlerisch besonders veranlagte Jüngling aus der Baugewerkschule oder aus dem Atelier oder als reiner Autodidakt auf schwierigen, ungebahnten Wege zur Höhe emporsteigt. Das sind nicht einmal die schlechtesten Exemplare. Ungedoopt gehen sie mitunter bei Wettbewerben als erste durchs Ziel.

Aber außer diesen wirklichen Architekten gibt es ein Heer von zumeist sehr nützlichen Auch-, Hilfs-, Mit- und Nicht-Architekten, die in Ateliers zeichnen und rechnen, beim Bau mitwirken, aufpassen und zusehen. Es ist eine unabsehbare Reihe von der Exzellenz hinab bis zum kleinen, aber braven Baugehilfen, die das geehrte Publikum unter dem Sammelbegriff des Architekten zusammenzufassen pflegt. Wir haben es hier zunächst nur mit den „wirklichen“ Architekten oder wirklichen Privatchitekten zu tun, wie das Wörterbuch der französischen Akademie sie kennzeichnet und wie sie in den Fachvereinigungen, besonders im „Verband deutscher Architekten- u. Ingenieur-Vereine“ und im „Bund deutscher Architekten“ versammelt sind. Viele halten es als Mitglieder des letztgenannten Bundes für zweckmäßig, ihrem Namen die kennzeichnenden Buchstaben B. D. A. beizufügen. Die Tätigkeit ist eine künstlerische und technische, eine wissenschaftliche und wirtschaftliche. Ihr fehlt jedoch eine staatliche, gesetzlich umschriebene Anerkennung. Der Beruf ist ein freier; jeder kann sich Architekt nennen, wer will, es sei denn, daß er geradezu auf Kosten anderer schwindelt. Für die Entlohnung ihrer Dienste haben die wirklichen Architekten unter sich eine Gebührenordnung vereinbart, deren Nichtunterbietung eine Art von Ehrensache ist. Dr. Else Meißner gebraucht deshalb den Ausdruck Honorar-Architekt, ist aber der Meinung, daß die Gebührenordnung „natürlich“ nicht allgemein befolgt werde, indem vielbeschäftigte Architekten mehr, andere erheblich weniger fordern. Letzteres sind hoffentlich Ausnahmen. Dagegen wäre zu wünschen, daß die Verfasserin Recht hätte, wenn sie die Jahreseinnahme tüchtiger Privatchitekten auf 50- bis 150 000 M. einschätzt! Es staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich. Wenn schon, so sind die Verdienstquellen keineswegs Bauzeich-

*) Das Verhältnis des Künstlers zum Unternehmer im Bau- und Kunstgewerbe. Von Dr. Else Meißner. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering. Heft 185. München und Leipzig 1915. Verlag von Duncker & Humblot.

nungen, sondern vermutlich wagemutige Unternehmungen, die zur Architektur nur in schwacher Beziehung stehen.

Wenn es sich ums Bauen handelt, ist der Künstler einer von dreien, und nicht der erste. Der erste ist der Bauherr, dann kommt der Architekt, dann der Unternehmer. Zuweilen, ja sehr oft, fehlt der zweite, indem der Bauherr vorzieht, den Architekten zu sparen. Der Unternehmer pflegt damit einverstanden zu sein; er entgeht dadurch vielen Plackereien, und der Bauherr zahlt besser. Von „dem“ Unternehmer kann man, strenggenommen, nur sprechen, wenn es sich um einen sogenannten „General“-Unternehmer handelt; das heißt nicht um einen Unternehmer mit Generalsrang, sondern um einen Ganz-Unternehmer, der die Ausführung des Bauwerkes im Ganzen bewirkt. Zumeist aber sind viele Unternehmer beteiligt, namentlich wenn man auch die Handwerker uneigentlich so nennt. In diesem Fall ist des Architekten Beruf am verantwortungsreichsten und stimungsvollsten. Er hat einen dem Bauherrn genehmen Entwurf anzufertigen, was ihm bald schnell, bald nach längerem Hin und Her gelingt; den Kostenanschlag zu ermitteln und die Festigkeitsberechnungen anzustellen; die baupolizeiliche Erlaubnis einzuholen (das ist zuweilen ein Kunststück, wenn von verschiedenen zuständigen Behörden jede ihren Willen durchsetzen will); die Ausführungszeichnungen im großen Maßstab aufzutragen, die Arbeiten und Lieferungen einzeln zu verdingen, mit jedem Unternehmer und Handwerker Vertrag zu schließen, immer nach vorherigem Einvernehmen mit dem Bauherrn; die Baustoffe und Werkleute zu beaufsichtigen, die unvermeidlichen Streitigkeiten der letzteren mit Klugheit und Sanftmut zu schlichten, die Rechnungen zu prüfen, die Zahlungen anzuweisen und am Ende — Gott sei's geklagt — die Abrechnung des ganzen Baues aufzustellen.

Es ist also ein vielgestaltiges, verwickeltes Tun voller Anlaß zu behaglichen und unbehaglichen Stimmungen.

Der vielbeschäftigte Architekt hat mehrere oder zahlreiche Gehilfen, die nach seinem Skizzierstift, seinem Wort oder Wink zu arbeiten verstehen. Sein Stil ist neuzeitlich. Wie seine Vorgänger auf die Formenwelt der Renaissance und des Barock zurückgriffen, um sie den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen, so widmet er sich gern, dem heutigen Geschmack huldigend, den anspruchslos sachlichen, vermeintlich weniger historischen Formen der Biedermeierzeit, oder er verwirft, wenn er noch moderner denkt, alle schmückenden Formen überhaupt und geht nur aufs Ganze. Schließlich ist ziemlich gleichgültig, welche Kunstsprache der Künstler spricht, wenn er sie nur gut spricht.

Der kluge Architekt vermeidet vor allem, der Mode zuliebe wirtschaftlichen Bedürfnissen Zwang anzutun, und bestrebt sich, den persönlichen Neigungen des Bauherrn und der Bauherrin entgegenzukommen, ohne die Kunst zu schädigen. Neben dem Künstler ist er „Bauanwalt“. Er sucht in das Wesen der wirtschaftlichen Vorgänge einzudringen und mit mäßigen Kosten aufs gewissenhafteste die besten Erfolge zu erreichen. Als sehr zweckmäßig hat sich die Verbindung zweier Architekten von verschiedenen Fähigkeiten zu einer Gesellschaftsform erwiesen, auch die Absonderung gewisser Spezialisten für einzelne Zweige des Architekten-Berufes. Wie die Pariser Architekten ihre besonderen *Vérificateurs* haben, so sind in Berlin selbständige Spezialbüros für Kostenanschläge und Abrechnungen keine Seltenheit mehr. Wollte ein Architekt die Ausführungskosten (wie man zuweilen befürchtet hat), absichtlich steigern, um sein nach Prozentsätzen festgesetztes Honorar zu erhöhen, so wäre das eine Ehrlosigkeit, die, wenn sie vorkommen sollte, im Architektenstand gottlob eben so selten ist wie in anderen akademischen Berufen.

Der Bauherr kann ein Fürst oder Privatmann, eine Fabrik- oder Handelsfirma, eine Bank oder öffentliche Körperschaft, eine Baugenossenschaft oder Bodengesellschaft sein. Der Architekt ist in allen diesen Fällen nur der künstlerische Entwerfer und Leiter des Baues und der Anwalt des Bauherrn gegenüber den Unternehmern. Seine Tätigkeit und sein Erfolg beruhen auf dem Vertrauensverhältnis zwischen dem Bauherrn und ihm; fehlt dies, so ist es mit der Kunst und auch mit der Wirtschaftlichkeit vorbei.

Aber es gibt Baubetriebe anderer Art. Es gibt, wie schon erwähnt, den Ganzunternehmer oder das „Baugeschäft“ unter Ausschaltung des Privatarchitekten. Es gibt ferner das Baugeschäft als Auftraggeber des Architekten, umgekehrt auch den Architekten als Ganzunternehmer, den Architekten als Bauherrn und endlich das weitverbreitete architektenfreie Bauwesen.

Die Großbetriebe haben im Baugewerbe, wie auf anderen Gebieten, eine rasche Vermehrung erfahren. Sie

sind nicht bloß kapitalistisch, sondern vielfach auch technisch gut eingerichtet, für sich selbst und für den Bauherrn vorteilhaft. Damit geht Hand in Hand die Vergebung der Bauausführung auf dem Wege beschränkter Submission als Ganzunternehmung. Die Tätigkeit des Architekten als Bauleiter wird dadurch vereinfacht oder — ausgeschaltet. Denn das große Baugeschäft besitzt sein eigenes Baubüro. Es liefert unter Umständen sogar die Entwürfe im Wettbewerb unentgeltlich, wenigstens anscheinend. Der Architekt kann also auch als Planverfasser ausgeschaltet werden. Es wäre unrecht, zu verschweigen, daß viele dieser Baugeschäfte technisch und kaufmännisch ausgezeichnet geführt und des größten Vertrauens würdig sind. Aber andererseits dürfen auch die Gefahrenquellen, die der Vereinigung von Unternehmer und Architekt in künstlerischer, technischer und geldlicher Hinsicht drohen können, nicht verkannt werden. Gemildert, aber nicht ganz beseitigt werden die Bedenken, wenn das Baugeschäft als Auftraggeber den Privat-Architekten heranzieht oder geeignete Architekten als Angestellte in Dienst nimmt. Es gibt vornehme Baugeschäfte, die sich diesen Erwägungen nicht verschließen und es deshalb neuerdings vorziehen, die Anfertigung von Bauentwürfen abzulehnen, um in den Beruf des Architekten nicht einzugreifen.

Minder gefährlich erscheint es, wenn der Architekt selbst als Ganzunternehmer auftritt, was oft den Wünschen des Bauherrn entspricht. Die Franzosen sind in diesem Punkt sehr streng. Die Pariser Zentralgesellschaft der französischen Architekten sagt in ihrer Ehrenordnung kurz und bündig: Wird ein Architekt Unternehmer oder Angestellter eines Unternehmers, so verliert er seine Eigenschaft als Architekt. In Deutschland, wo einzelne hervorragend vertrauenswürdige Firmen bestehen, in welchen der Architekt mit dem Unternehmer verbunden ist, sind die Meinungen geteilt. Da der Architekt in seiner eigenen Unternehmung sich freier und schneller entschließen und alle geldlichen Vorteile im Baubetrieb klug ausnutzen kann, so ist eine wirtschaftliche Ausführung ohne Beeinträchtigung der Güte nicht unwahrscheinlich. Andererseits ist der Anreiz, zum eigenen Vorteil auf Kosten der Güte zu sparen, nicht zu leugnen. Schließlich ist, so sagt Dr. Else Meißner mit Recht, stets die Persönlichkeit des Architekten ausschlaggebend, und der Bauherr bleibt auf dessen Gewissenhaftigkeit angewiesen. Daß diese Vertrauensstellung nicht mißbraucht wird, dafür kann, ob diese oder jene Betriebsart gewählt wird, nur die Berufsehre des Architekten und der Charakter des Einzelnen eine Gewähr bieten.

Abgesehen von dem Fall, daß er sein eigenes Wohnhaus baut, ist der Architekt als Bauherr für eigene Rechnung eine Seltenheit. Er wird dann, ohne seine Künstler-schaft zu verlieren, kaufmännischer Unternehmer. Wie man sagt, zumeist mit schlechtem oder mäßigem Geschäftserfolg. Der Pegasus ist kein gutes Lastpferd.

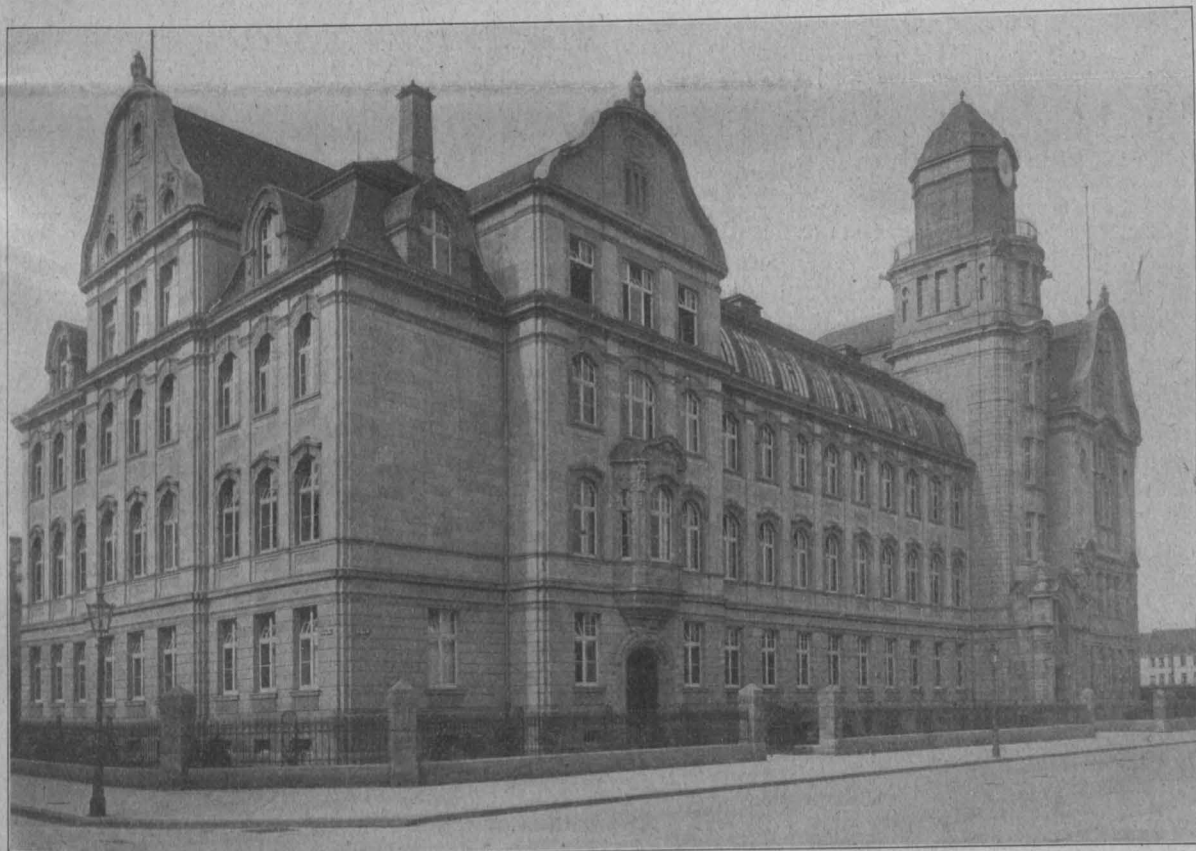
Wie groß aber ist die Zahl der architektenfreien Bauten? Sie sind dem traubenfreien Wein vergleichbar. Dr. Else Meißner schätzt den Anteil Groß-Berliner Neubauten, der von wirklichen Architekten entworfen wird, auf 10 bis 20 v. H. Im Durchschnitt deutscher Städte soll der Anteil 20 bis 30 v. H. betragen. Diese Schätzungen sind sicher zu hoch. Man meint, indem man den Architekten spart, an Kosten zu sparen; was in der Regel falsch ist. Denn die Tätigkeit des Baukünstlers besteht durchaus nicht in der Hinzufügung unnötiger Dinge zu Verschönerungszwecken, sondern weit mehr in der Vermeidung derselben und in der formgerechten, zugleich aber wirtschaftlichen Gestaltung des Bauwerkes an sich. Indes, die gegenteilige Meinung ist weit verbreitet, sowohl im Eigenbau als in den Fällen, wo der Bauherr nicht für seinen eigenen Bedarf baut. Die letzteren Fälle sind aber gewiß vier Fünftel aller Groß-Berliner Neubauten, da das Miethaus für den Markt, nicht für den Besteller, errichtet wird. Der Bauentwurf wird gern vom Baustellenverkäufer mitgeliefert, oder eine „Fassadenfabrik“ zu 150 oder 200 M. das Stück ersetzt den Architekten.

Und doch ist es nicht richtig, daß beim Spekulationsbau die Mitwirkung des Architekten überflüssig sei, da es nur auf äußerliche Aufmachung ankomme. Gut geleitete Bau- oder Bodengesellschaften haben ebenso, wie seit geraumer Zeit die Baugenossenschaften, erkannt, daß für die Durchbildung der Grundrisse wie der Ansichten ihrer Neubauten gerade der fähigste und erfahrenste Architekt von großem Nutzen ist. Je mehr die Bodengesellschaften dazu übergehen werden, ihre Grundstücke selbst zu bebauen und dabei ganze Platzwandungen und größere Straßenteile einheitlich zu gestalten, um so mehr wird auch bei der Massenproduktion der Baukünstler in Tätig-

keit treten. So sind gerade die Bodengesellschaften, die oft mit Recht, oft mit Unrecht verlästerten, zur Hebung der künstlerischen Kultur in unserem Volksleben mit berufen. — (Schluß folgt.)



Schauspielhaus in Düsseldorf, im Hintergrund der Stahlhof, unten Städtisches Gymnasium.



(Neubauten auf dem Gelände des alten Exerzier-Platzes. Vergl. den alten Stadtplan in No. 69.)
Aufnahmen von Hofphotograph Julius Söhn in Düsseldorf. Dresden und Düsseldorf als Kunststätten. (Text in No. 69.)

Vermischtes.

Generalbebauungspläne im Königreich Sachsen. Nach den „Mitteilungen des Deutschen Vereins für Wohnungsreform“ werden für die drei Städte Dresden, Leipzig und Chemnitz und ihre weiteren Umgebungen jetzt auf Veranlassung der sächs. Regierung unter Führung der

zuständigen Kreishauptmannschaften einheitliche Orts-Erweiterungspläne ausgearbeitet, die auf eine weitere Zukunft hinaus die Grundzüge der Bebauung, die Verkehrslinien, die Grünflächen usw. ordnen sollen. Die Regierung hat auch einen größeren Kredit gefordert und vom Landtage erhalten, um finanzschwachen Gemeinden, die im Be-

zirke dieser Generalbebauungspläne liegen, mit Darlehen unter die Arme zu greifen. Sie sollen auf diese Weise in den Stand gesetzt werden, rechtzeitig die erforderlichen Vorkehrungen zur tatsächlichen Durchführung der Pläne zu treffen und insbesondere die erforderlichen Grünflächen zu erwerben. —

Haftung für Bauarbeiten. Vom Innungs-Verband Deutscher Baugewerksmeister erhalten wir nachstehende Ausführungen: Die Frage der Haftung für Bauarbeiten ist für jeden Bauausführenden von erheblichem Interesse. Bekanntlich unterscheidet das Bürgerl. Gesetzbuch (§ 638) unter Arbeiten an einem „Grundstück“ und Arbeiten an „Bauwerken“. Diese Unterscheidung ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil Ansprüche auf Wandlung, Minderung oder Schadenersatz wegen Nichterfüllung bei Arbeiten an einem Grundstück schon in 1 Jahr verjähren, bei Bauwerken dagegen erst in 5 Jahren. Das Reichsgericht hat sich nun, insbesondere mit Bezug auf diese Verjährungsfristen vielfach mit der Frage beschäftigt, was unter einem Bauwerk zu verstehen sei. Im Gegensatz zum Grundstück, d. i. zu einem begrenzten Teil der Erdoberfläche, ist Bauwerk nach der Rechtsprechung des Reichsgerichtes eine unbewegliche, durch Verwendung von Arbeit und Material in Verbindung mit dem Erdboden hergestellte Sache. Unter den Begriff Bauwerk fällt also in erster Reihe das Gebäude; jedoch ist damit der Begriff des Bauwerkes keineswegs erschöpft. Auch die von den mitwirkenden Bauhandwerkern eingefügten, einzeln verdungenen Teilarbeiten und Umarbeiten (Veränderungen oder Erneuerungen) an vorhandenen Gebäuden sind Bauwerke, auch wenn sie nicht einen äußerlich hervortretenden, körperlich abgegrenzten Teil des Baues darstellen. Auch solche Teilwerke gehören, wie das Reichsgericht ausgeführt hat, zu den Bauwerken, wenn sie auf Grund von Werkverträgen geleistet, materielle Bestandteile der Gesamtarbeitsleistung eines Baues bilden und zufolge ihres bestimmungsgemäßen Inhaltes und Umfanges für die Konstruktion, sei es des ganzen Gebäudes, sei es eines Gebäudeteiles, von wesentlicher Bedeutung sind. Erheblich für den Begriff eines Bauwerkes als eines Ganzen ist unter allen Umständen die feste Verbindung mit dem Erdboden. Unter Arbeiten an einem Grundstück, für die also nur eine einjährige gesetzliche Verjährungsfrist besteht, sind demgegenüber solche zu verstehen, welche nur in einer Umgestaltung des Bodens selbst oder in Anlagen bestehen, die nicht in feste Verbindung mit dem Erdboden gebracht sind. Infolgedessen hat das Reichsgericht z. B. einen artesischen Brunnen oder einen Pumpbrunnen als Bauwerk nicht angesehen, es sei denn, daß eine feste und dauernde Verbindung der Röhren und Maschinenanlagen mit dem Grundstück hergestellt ist. Ferner sind Gartenanlagen keine Bauwerke, weil sie nur in einer Umgestaltung des Erdbodens bestehen. Das gleiche gilt von sogenannten Sandkippen (Massen von Schlamm und ausgehobener Erde), die auf einem Grundstück aufgetürmt werden. Bei solchen Sandkippen hat das Reichsgericht die Eigenschaft des Bauwerkes schon deswegen verneint, weil sie nicht einem bestimmten Zweck dienen, auch nicht einen nach gewissen Regeln der Kunst oder der Erfahrung hergestellten Gegenstand bilden.

Gegenüber der langen gesetzlichen Verjährungsfrist von 5 Jahren bei Arbeiten an Bauwerken entsteht die Frage, ob nicht durch Parteibrede eine Verkürzung dieser Frist zulässig ist. Nach der herrschenden Auffassung kann diese Frage ohne Weiteres bejaht werden. Der § 638 Abs. 2 BGB. bestimmt zwar nur, daß die Verjährungsfrist durch Vertrag verlängert werden kann, er wird aber durch den § 225 BGB. ergänzt. In diesem ist gesagt, daß im Allgemeinen die Verjährung durch Rechtsgeschäft nicht erschwert werden kann, daß dagegen Erleichterungen der Verjährung, insbesondere Abkürzungen der Verjährungsfrist, zulässig sind. Wenn nun § 638 BGB. Abs. 2 ausdrücklich bestimmt, daß beim Werkvertrage die Verjährungsfrist verlängert werden kann, so sollte dadurch die allgemeine Bestimmung des § 225 BGB. insoweit aufgehoben werden. Die Zulässigkeit der Abkürzung der Verjährungsfrist bedurfte keiner besonderen Erwähnung, weil sie bereits im § 225 BGB. gesetzlich geregelt ist. Es dürften daher keine Bedenken entgegenstehen, daß ein Bauherr mit dem Bauausführenden vereinbart, daß die im § 638 BGB. genannten Ansprüche auf Wandlung, Minderung oder Schadenersatz — sofern arglistiges Verschweigen nicht vorliegt — bereits in kürzerer Zeit verjähren.

Der Innungs-Verband Deutscher Baugewerksmeister hat sich nach eingehenden Erwägungen in seiner vor kurzem in Hannover abgehaltenen zweiten Kriegstagung dahin schlüssig gemacht, daß seine zahlreichen Unter-

verbände und Innungen auf ihre Mitglieder einwirken, in ihren Bauverträgen die Verjährungsfrist für Arbeiten an Bauwerken auf höchstens 2 bis 3 Jahre, bei Privatauftraggebern auf 1 bis 2 Jahre, mit den Auftraggebern zu vereinbaren. Es liegt im wohlverstandenen Interesse des Baugewerbes, daß dieser Anregung überall entsprochen wird und daß vor allem auch jeder einzelne Baugewerbetreibende darauf bedacht ist, durch vertragliche Vereinbarung eine Verbindlichkeit einzuschränken, die auch nach der Einschränkung noch erheblich genug bleibt. —

Von der Technischen Hochschule in Warschau. Vom Generalgouverneur v. Beseler sind der Techn. Hochschule zu Warschau soeben neue Satzungen mit folgendem Erlaß gegeben worden: „Die Technische Hochschule in Warschau hat in dem abgelaufenen Studienjahre eine weit über Erwarten große Anzahl Studierender in sich aufgenommen, ein Zeichen dafür, wie hoch in diesem Lande die technischen Wissenschaften gewertet werden, ein Zeichen aber auch dafür, wie verständnisvoll die Absicht gewürdigt wird, die mich bei der Wiedereröffnung der Hochschule leitete. Für den Wiederaufbau und die wirtschaftliche und kulturelle Hebung Polens ist die Heranbildung tüchtiger Ingenieure, Baumeister und Techniker von der höchsten Bedeutung. Mit selbstloser Hingebung widmete der akademische Lehrkörper sich unter äußerst schwierigen Verhältnissen seiner großen Aufgabe, und die Studierenden benutzten freudig und erfolgreich die ihnen gebotene Gelegenheit zu wissenschaftlicher und praktischer Arbeit. Ich spreche dafür der Technischen Hochschule gern meine Anerkennung aus und verleihe ihr hiermit eine neue Satzung, die dazu bestimmt ist, durch Gewährung der Autonomie an die Abteilungen die Selbstständigkeit der Verwaltung der Anstalt und damit ihre weitere freie Entwicklung zu fördern. Den Rektor beauftrage ich, von diesem Erlaß dem Lehrkörper und der Studentenschaft Kenntnis zu geben.“ —

Eine Donaukonferenz in Budapest, zu der die an der Ausgestaltung der Donauschiffahrt interessierten Städte und wirtschaftlichen Vertretungen von der Stadt Budapest eingeladen worden sind, findet nach Mitteilung der Tagespresse am 4. Sept. d. J. statt. Es werden folgende Berichte erstattet: 1. über die technischen Schiffsahrtsverhältnisse auf der Donau von Ulm bis Sulina und die Verbesserungswünsche. Berichterstatter Dipl.-Ing. Techn. Magistratsrat Fock in Budapest; k. k. Ministerialrat Reich, Baudirektor der niederösterreich. Donau-Regulierung in Wien; k. bayer. Baurat Wiedenmann, Vorstand des Straßen- und Flußbauamtes Deggendorf. 2. Die Fragen des zwischenstaatlichen Donaurechtes. Berichterstatter: I. Bürgermeister Bleyer in Regensburg. 3. Die privatrechtlichen Fragen der Binnenschiffahrt. Berichterstatter: Advokat Dr. Loeb, Präsid. des Außiger Elbe-Vereins. —

Wettbewerbe.

Wettbewerb um Entwürfe zu Kriegerdenkmälern für österreichische Künstler. In No. 67 haben wir eine Mitteilung über Ausschreibung eines mit hohen Preisen bedachten Wettbewerbes durch das österr. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien gebracht. Die Mitteilung ging zuerst durch österr. Tagesblätter und wurde dann in No. 31 der Zeitschrift d. österr. Ing.- u. Arch.-Vereins ebenfalls gebracht. Wir hatten daher keine Bedenken, sie nun als zutreffend anzunehmen und mit Rücksicht auf etwaige in Deutschland lebende österreich. Künstler darauf hinzuweisen. Wie wir jetzt aus No. 32 der österr. Zeitschrift ersehen, beruht die Meldung auf einem Irrtum. Ein Ausschreiben dieser Art ist tatsächlich nicht erfolgt, was wir im Interesse der österreich. Künstler lebhaft bedauern. —

Chronik.

Zum Ausbau des Elisabeth-Brunnens in Bad Homburg hat ein ungenannter Kurgast 100 000 M. zur Verfügung gestellt. Der bildnerische Schmuck wird vom Bildhauer R. Dammann in Berlin, ausgeführt. —

Die Anlage eines Industriegebietes in Freiburg i. Br. ist durch den Bürgerausschuß beschlossen worden. Das Gebiet wird sich in der Nähe des Hauptgüterbahnhofes entwickeln. Zu seiner Erschließung wurden 400 000 M. bewilligt. —

Den Bau einer Fleischgefrieranlage in Solingen beschloß die Stadtverordneten-Versammlung mit sofortiger Wirkung. Die Gefrieranlage nebst Kühlräumen soll auf dem Schlachthofe errichtet werden. —

Inhalt: Künstler und Unternehmer im Bauwesen und Kunstgewerbe. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. — Abbildungen: Dresden und Düsseldorf als Kunststätten. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: I. V. Fritz Eiselen in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg. P. M. Weber in Berlin.